Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 124 (1983)

Artikel: Der Gewalt entronnen
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033925

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Gewalt entronnen

Erzählung aus der Innerschweiz
von Josef von Matt
mit Bildern von Marianne Borgula-Christen

Heinerli, der Zweitklässler, statt dass er mit den andern Buben und Mädchen die Stiege hinabrennt in den schönen Frühlingstag hinaus, froh, über Mittag dem Schulhaus zu entkommen, schleicht heimlich in die Putzkammer des Abwarts. Er ist schon den ganzen Vormittag ohne Eifer in der Schule gesessen, hat immer wieder von der Lehrerin gemahnt werden müssen, er soll in sein Heft, nicht zum Fenster hinausschauen. Heinerli war sonst ein fleissiger Schüler und mit einer träfen Antwort schnell bereit. Aber an diesem Morgen nützten alle Zusprüche nichts. Er blieb still und versonnen, schrieb lauter krumme Buchstaben und da er zeichnen und malen sollte, eine Tanne und ein Häuschen dazu, schmierte er die Fratze eines bösen Teufels auf das Papier.

Und nun steht er in der engen Kammer zwischen Besen und Kübel, schliesst die Türe mit dem Schlüssel, klettert hinauf, bis er aus dem Fenster schauen kann und verfolgt mit Spannung, wie die Lehrer zu ihren Autos schreiten und wegfahren. Seine Lehrerin hat längst das Schulhaus verlassen. Auch der alte Lehrer mit dem wirren Haarschopf und der dicken Mappe ist feierlich über den Platz geschritten. Nun endlich dreht Heinerli lautlos den Schlüssel um, öffnet vorsichtig die Türe, schaut sich nach allen Seiten um, läuft schnell wie ein Wiesel hinab und zur Hintertüre hinaus. Er geht nicht die breite Strasse hinab, sondern den schmalen Pfad gegen den Wald hinauf, nicht lustig pfeifend in Erwartung eines guten Mittagessens, heimlich und verstohlen sucht er ungesehen den Wald zu erreichen, die Gebüsche und Bäume, die ihn vor den Blicken der Leute verstecken. Er verschwindet im Dunkel des Schattens, bleibt stehen, um Atem zu holen, dann geht er gemächlich und mit entschlossenen Schritten unter den hohen Bäumen hinauf.

Heinerli ist nicht gross und nicht besonders kräftig gebaut. Sein sonst bleiches Gesicht unter dem Kranz von blonden Rubelhaaren ist zwar vom schnellen Laufen gerötet und seine verträumten Augen blitzen unternehmungslustig in die Welt, als ob er auf Abenteuer grosse Lust hätte. Für solche ist er aber schlecht ausgerüstet. Ein dünnes Hemd, dessen Farben schon zu bleichen beginnen, kurze Höschen und Turnschuhe, beileibe nicht die Montur, um eine lange Wanderschaft anzutreten. Tapfer erklimmt er die Höhe, schaut ins Tal hinab und auf die Spitze des Kirchturms, die aus einer Gruppe von Dächern hinausragt. Er sucht einen Weg, nicht die breite Strasse, die sich dem Bach nach durch die Matten schlängelt und zum fremden Dorf führt. Er will den Hängen nach, in der Nähe der Wälder bleiben, wo man jederzeit ins Gebüsch flüchten kann.

Längst ist die Mittagszeit vorüber. Die Sonne sticht nicht mehr so heftig auf seine unbedeckte Stirne. Er hat das Dorf mit seinen geschäftigen und neugierigen Leuten umgangen, hat einen schmalen Pfad vor sich, der wieder in einen Bergwald hinaufführt. Nicht mehr so flott, eher zögernd schreitet er hinan, kommt dann zu einer Waldstrasse, die in vielen Windungen die Höhe bezwingt.

Wieder wird der Blick frei in ein Tal, das ihm fremd erscheint. Nach kurzem Abstieg hört er ein Gewieher und das Stampfen von Hufen. Ein Fuhrwerk steht mitten im Wald. Heinerli bleibt stehen und betrachtet das unruhige Pferd und den Mann, der ohne Hast von den aufgeschichteten Spälten Totz um Totz auf den Wagen ladet. Lange schaut Heinerli ihm zu, bis er sich in die Nähe wagt und zu fragen getraut: «Fährst du bald fort?» Der Bauer, erstaunt, so weit oben im Wald einen kleinen Bub zu sehen, gibt Bescheid: «Wenn ich genug geladen habe. Warum?» Heinerli fasst Vertrauen zu diesem freundlichen Mann und sagt: «Kann ich dann mitfahren?» «Warum nicht», meint der Bauer, «du kannst dich auch nützlich machen bis zur Abfahrt. Nimm eine Haselrute, lass ein paar Blätter dran, damit kannst du meinem Ross die Brämen wehren.» Der Bub ist flink dazu bereit, aber er wagt sich nicht so nahe an das unruhige Pferd heran.

Nach und nach entwickelt sich zwischen den Beiden ein Gespräch. «Wo kommst du her?» «Von daheim.» «Wo willst du hin?» «Zur Tante.» «Was ist das für eine Frau?» «Eine grosse mit einer Brille.» «Wo wohnt sie?» «In einem grossen Haus mit roten Fensterläden zu oberst.» «Im Dorf?» «Im letzten Haus an der breiten Strasse.» «Wie alt bist du?» «In der zweiten Klasse.» «Habt ihr denn heute keine Schule?» Heinerli wird immer frecher im Lügen und sagt:«Sie hat das Bein gebrochen.» «So, so,» nickt der Mann und frägt: «Wann denn?» Da sie sich aber nach langer Fahrt dem Dorfe näherten, versiegten Heinerlis Worte immer mehr. Er rutschte unruhig auf seinem Sitz hin und her und rief plötzlich: «Halt, da ist die Tante!» Bevor nur das Gefährt zum Stillstand kam, sprang der Bub vom Bock, wäre beinahe hingefallen, richtete sich aber auf, dankte dem guten Mann für die Fahrt und lief querfeldein auf ein Bauernhaus zu, vor dem zwei Mädchen und ein Knabe spielten.

Heinerli hatte noch nie einen Federball gesehen. Gebannt schaute er auf die Kinder, auf

«Fährst du bald fort?» getraute sich Heinerli zu fragen

Nun röten sich langsam Heinerlis Wangen, aber er berichtet keck: «Heute morgen beim Turnen. Sie hat fürchterlich geschrien. Man musste sie die Treppe hinauftragen und auf einen Tisch legen. Sie hat geweint wie ein Wasserhahn. Man hat sie mit dem Auto vom Spital geholt. Alle Mädchen haben geflennt, aber wir Buben nicht.» Der Bauer wollte noch wissen, wie das zu und hergegangen sei, ob sie das Bein oberhalb oder unter dem Knie gebrochen habe. Auch dabei war der Bub mit Antworten nicht verlegen.

Nach und nach wurden auch die letzten Hölzer auf den Wagen geladen. Der bärtige Mann schwang sich auf den Bock und lud Heinerli ein, neben ihm zu sitzen, dann begann eine gemächliche Fahrt die Waldstrasse hinab, begleitet von des Buben phantasievollen Berichten.

den Ball, der in ruhigem Flug vom einen Schläger zum andern hüpfte. Zögernd kam er näher, den Daumen im Mund, unverwandt das Spiel betrachtend. Endlich wagte er die Frage: «Darf ich auch einmal?» Die Kinder hielten inne, schauten verwundert auf den fremden Knaben, der sich wie vom Himmel dahergeflogen zu ihnen gesellte. Das Mädchen hielt ihm seinen Schläger hin mit den Worten: «Da nimm! Ich muss ins Haus, die Mutter ist fort.»

Zuerst etwas ungeschickt aber kräftig schlug Heinerli nach dem fliegenden Ball und schimpfte, wenn er danebentraf. Bald aber gelang ihm dann und wann ein glücklicher Schlag, sodass der Ball weit in den blauen Abendhimmel hinaufflog. Die Buben lachten, wenn sie den Ball draussen in der Wiese suchen mussten und ergötzten sich an Heinerli, der

sich immer mehr im Spiel ereiferte. Dann rief das Mädchen vom Küchenfenster her: «Alle flugs hereinkommen! ‚Essen!»

Heinerli blieb verlegen stehen und stellte wieder die bange Frage: «Darf ich auch?» Schon lange rumorte es in seinem Magen. Nun spürte er einen Wolfshunger, der leicht auch auf seinem Gesicht abzulesen war. Schritt um Schritt kam er hinter den Buben her auf die Haustüre zu, blieb auf der Schwelle zur Küche stehen, wo ihm der Duft einer würzigen Suppe entgegenkam. Das Mädchen lud ihn zum Sitzen ein und sagte: «Wenn du beim Abwaschen hilfst, kannst auch mitessen. Wir sind allein. Vater ist auf Viehhandel und Mutter beim Grossvater, die kommen noch lange nicht.»

Was war das für eine herrliche Fleischsuppe mit Brotmöckli und schwimmenden Kabisblättern. Die Buben holten noch geriebenen Käse herbei. Heinerli schöpfte ein zweites Mal. Das Mädchen liess sich nicht lumpen und tischte vor dem fremden Bub noch Speck aus dem Kühlschrank auf, schnitt ihm ein dickes Stück von dem grossen Brotlaib ab und freute sich, wie er mit seinen weissen Zähnen hungerig hineinbiss. Noch nie hatte Heinerli so herrliches Brot und eine so gute Suppe gegessen. Zufrieden und bis zum Rand satt, legte er den Löffel hin und gab gerne Bescheid auf die vielen Fragen, da er nun nicht mehr mit Kauen beschäftigt war. Auch hier liess er seiner Phantasie freien Lauf. Er erzählte von daheim, von Vaters Fabrik und seinem Bruder Viktor, der im Ausland ein Vermögen verdiente. Von seiner zwanzig Jahre älteren Schwester, die bereits Kinder hatte, die nahezu so gross waren wie er. Berichtete von seinem Bruder Robert, der am Technikum studiert hatte und mit dem er an jedem schönen Sonntag in die Berge hinaufsteigen konnte. Hirsche hatte er gesehen so gross wie Kühe, mit Geweihen wie Haselstauden und Gemsen, ganze Rudel.

Gespannt, aber etwas misstrauisch hörten ihm die Buben zu. Das Mädchen, auch nicht viel grösser als Heinerli, lauschte nur mit halbem Ohr. Es betrachtete mit Schrecken, wie klein das Stück Speck geworden war und gedachte der Hausfrauenpflichten, die ihm die Mutter aufgeladen hatte. Mit einem Ruck erhob es sich vom Tisch und bemerkte: «Jetzt wird abgewaschen und aufgeräumt, da kannst du zeigen, wer du bist. Wenn du schnell vorwärts kommst und nichts zerschlägst, dann kannst du uns nachher wieder einen Bären aufbinden, hopp!»

Heinerli zeigte sich nicht ungeschickt und hantierte flink mit den Tellern und dem Besteck, nur sein Mundwerk lief nicht mehr so flott. Er wurde eher schweigsam, beschränkte sich darauf, vorsichtige Fragen zu stellen, denn da der Abend sachte hereinbrach, das Licht in der Stube zu leuchten begann, wurde ihm nach und nach bewusst, dass er sich in einem fremden Haus befand und sein weiches Bett himmelweit weg und leer in seinem Zimmer stand, dass ihm wohl seine Mutter heute keine Gutnachtgeschichte erzählen werde. Er wusste nicht, wo er schlafen konnte und ob er überhaupt wieder einmal nach Hause gehen durfte. Dem Buben, der vor einer Stunde noch Träume für bare Münze verkauft hatte, wurde langsam schwül ums Herz. Tränen stiegen ihm in die Augen, die er tapfer verschluckte. Die Buben holten Spielzeug an den Tisch. Das Mädchen stieg die Treppe empor. Ihre Schritte waren von den oberen Räumen zu vernehmen. Da schlich Heinerli zur Stube hinaus, suchte im Dunkeln die Haustüre, stiess leise den schweren Riegel zurück und verschwand in der Dämmerung, die sich immer dichter über das Tal niederliess.

Nach allen Seiten wird Alarm geschlagen

Daheim, in Heinerlis Familie, musste die Angst und Aufregung vor dem gestrengen Vater geheimgehalten werden. Schon beim Mittagessen fragte er resolut nach dem Bub, die Mutter sagte, es sei ihm nicht wohl, er komme nicht zum Essen, brauste Vater Xaver auf: «Wegen jedem Bobo legt er sich ins Bett. Diese dünne Suppe könnte er schon vertragen. Ihr verwöhnt den Bub. Auf diese Weise wird er ein Nichtsnutz. Er soll herkommen und seine Suppe löffeln, dann kann er wieder faulenzen.» Frau Sibyll versuchte ihren Mann abzulenken und zu beschwichtigen, aber ihr war auch nicht geheuer. Schon einmal war Heinerli nicht zum Mittagessen gekommen, damals als er mit zwei Schulkameraden im Bach Fische fangen wollte und ins Wasser fiel. Diese haben ihn dann mitgenommen und ihm bis zum

Schulbeginn die Kleider getrocknet. Glücklicherweise war damals der Vater nicht zu Hause, sonst wäre ein böses Donnerwetter losgebrochen.

Frau Sibyll hatte ohnehin ein schlechtes Gewissen. Heinerli hatte am Abend im Holzschopf ein Feuer angefacht und mit den lustigen Flämmchen gespielt, konnte sich nicht sattsehen, wie die gelben und blauen Zungen aus dem Holz herauskamen. Die Mutter hatte ihn glücklicherweise noch rechtzeitig erwischt und ihm die Leviten verlesen. Sie hatte auch gesagt, dass sie es dem Vater mitteilen müsse, denn das sei viel zu gefährlich. Der Schopf und das ganze Haus könnte in Flammen aufgehen, dann hätte er kein Zimmer, kein Bett mehr und müsste sein Leben lang bei fremden Leuten übernachten.

Sie war am Abend noch nicht dazugekommen mit dem Vater darüber zu reden und jetzt, beim Mittagessen, da der Vater ohnehin nicht eben guter Laune war, wagte sie es nicht, auch noch von Heinerlis Züseln zu sprechen. Ein Schreck fuhr ihr in die Glieder, da sie den Vater die Treppe hinaufgehen sah und geradewegs auf Heinerlis Zimmertüre zu. Mit Donnerstimme rief er: «Der Bub ist nicht da! Wo ist der Bub?» Frauen sind mit Ausreden nicht verlegen, immer finden sie einen Ausweg aus der Klemme. Sie rief hinauf: «Lass ihn in Ruhe, wenn er doch Durchfall hat.»

Am Nachmittag, da Heinerli auch nach Schulschluss nicht nach Hause kam, wurde ihre Angst übermächtig. Schon längst waren die Schulkinder unten auf der Strasse vorbeigesprungen. Aber von Heinerli war keine Spur zu entdecken. Die gute Frau in ihrer Beklemmung wagte immer noch nicht, mit dem Vater darüber zu reden. Sie telefonierte in die Fabrik und verlangte ihren Stiefsohn, Robert, an den Apparat. Ihm klagte sie ihre Angst und hörte, wie er sie beruhigen wollte: «Ich kann jetzt hier nicht gut weg. Ich komme so bald ich kann. Wegen dem Heinerli brauchst du dich nicht zu ängstigen, der kommt schon heim, wenn er Hunger hat. Er wird mit den Mädchen spielen, das macht er immer gern. Oder er läuft einem Schmetterling nach. Berichte mir noch einmal, wenn er später nicht gekommen ist. Sei ruhig, dem Heinerli wird schon nichts passieren, er hat immer einen guten Schutzengel gehabt.»

Damit aber war das Mutterherz noch nicht beschwichtigt. Immer neue Gefahren sah sie auf ihren lieben Buben zukommen. In der Zeitung stand so viel geschrieben von Sittlich-

Ein altes Nidwaldner Berghaus, infolge seiner Abgeschiedenheit über drei Jahrhunderte unverfälscht erhalten.

keitsverbrechen, von Übeltätern, die durch einsame Gegenden schleichen. Und dann auch von Erpressern, die Knaben und Mädchen entführen. Sie sah den blonden Wuschelkopf schon in der Gewalt entsetzlicher, bärtiger Männer, hörte ihn jammern und schreien. Ach Gott, sie konnte doch nicht länger untätig durch die Zimmer eilen und die Hände ringen. Sie griff zum Telefon und stellte die Nummer von Heinerlis Lehrerin ein.

Sobald sie den Namen hörte, sprach sie aufgeregt: «Fräulein, ein Glück, dass Sie da sind. Ich bin voller Angst. Unser Heinerli ist noch nicht von der Schule zurückgekommen, wissen Sie, wo er ist?» Eine sympathische, sanfte Stimme antwortete: «Ich habe mich auch schon gewundert, dass er nachmittags nicht gekommen ist. Sie haben mir doch immer Bescheid gegeben, wenn er einmal fehlen musste.» Die Lehrerin hörte nur noch das schnelle Atmen der besorgten Frau, bis endlich ein ganzer Schwall von Worten aus ihr herausbrach: «Was sagen Sie? Er ist nachmittags nicht gekommen? Wo ist er denn hingeraten. Ach, so helfen Sie mir doch! Ich bin in tausend Ängsten.»

Trotz allem guten Willen konnte die Lehrerin auch nur mitteilen, er sei nach dem Vormittagsunterricht mit den andern Kindern aus dem Schulzimmer gegangen, es sei ihr nur aufgefallen, er habe ihr mit besonderem Nachdruck die Hand gereicht und auf Wiedersehen gesagt. Er sei ein lieber Bub und aufgeweckt, nur hie und da verträumt. Aber Frau Sibyll hörte schon lange nicht mehr zu, hatte den Hörer vor sich hingelegt und starrte zur Wand hinüber, wo das Porträt ihrer Vorgängerin, der ersten Frau von Xaver auf sie herabschaute. An sie richtete sie ihre verzweifelten Gebete: «Du bist jetzt im Frieden der Ewigkeit. Hilf mir in meiner Not! Mach, dass mein Heinerli wieder gesund zurückkommt und ... dass mich dein Mann nicht in Grund und Boden hineinschlägt ... in seinem Zorn.»

Durch das Fenster sah sie ihren grünen Wagen vom Dorf heraufkommen. Für einen Moment setzte ihr Herzschlag aus. Sie konnte in dieser Verfassung nicht ihrem Mann Rede stehen. Voller Angst dachte sie daran zu fliehen, in irgend ein Zimmer oder in den Garten, dann sah sie, dass Robert aus dem Wagen ausstieg und mit schnellen Schritten auf das Haus zukam.

«Gott sei Dank, du bist es», so begrüsste sie ihn, da er in die Stube trat, «Heinerli ist nachmittags nicht in der Schule gewesen, also seit dem Morgen verschwunden und dein Vater weiss noch nichts davon.» Robert kam näher, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte: «Musst dich nicht aufregen, Mutter. Ich bin gekommen, weil du mir in aller Angst telefoniert hast. Deinem Heinerli wird schon nichts Böses widerfahren sein. Ich frage mich nur, ob wir es dem Vater sagen sollen oder besser auf eigene Faust etwas unternehmen wollen. Allerdings ist zu befürchten, dass er uns dann eine schreckliche Szene vortanzt. Heute ist sowieso sein schlechter Tag. Er pröbelt an einer kniffligen Sache herum, da darf man ihn nicht mit solchen Dingen belästigen.

Aber es muss etwas geschehen. Ich fahre ins Dorf und rede mit den Leuten, vielleicht haben sie ihn gesehen, wie er mit der Nase in der Luft den verkehrten Weg gegangen ist, wäre ja nicht zum ersten Mal, dass er seinen Träumen nachgelaufen ist. Bleib du ruhig hier. Ich gebe dir bald Bescheid.»

Wie kann man ruhig stillsitzen, wenn es in allen Gliedern kribbelt und krabbelt, wenn das Herz so wild schlägt wie im Fieber und im Kopf die Gedanken wirr durcheinanderwirbeln. Und was für Gedanken, von Mord und Totschlag, von einer Kinderleiche, die vom schäumenden Wasser des Baches fortgetrieben wird, von einem Versteck, in das man den armen Buben eingesperrt hat, von Stricken umschlungen, gefesselt und geknebelt, am Verdursten.

Wenn nur endlich Robert zurückkäme mit dem Bub auf den Armen, oder wenigstens mit einem tröstlichen Bericht. Aber der grosse Wagen fuhr die Strasse hinauf, rassig wie immer, die Vorderräder quitschten in der Kurve und ihr Mann sprang heraus mit rotem Kopf, liess die Haustüre laut hinter sich zufallen. Seine Schritte polterten im Gang, flugs flog die Stubentüre auf. «Gib mir die Akten vom Motor-Patent, ich muss auf die Bank. Die Herren hinter dem grünen Tisch haben wieder einmal Mucken im Kopf, schnell, ich will ihnen schon zeigen ... Was machst du für ein Gesicht? Ich kann jetzt keine Weiberträne brauchen, da geht es um dicke Beträge. Was, du rührst dich

nicht, hockst da wie im trunkenen Elend, die Akten muss ich haben und zwar plötzlich.»

Mit einem Würgen im Hals sagte die Frau: «Es ist bald sechs Uhr, die Bank ist längst geschlossen. Die Akten kann ich dir geben, aber . . . » da überfiel sie wieder das Schluchzen, Tränen rannen ihr über die Wangen, «Heinerli ist verschwunden. Ich habe dich angelogen. Er war schon am Mittag nicht da. Die Lehrerin weiss auch nicht, wo er ist. Robert ist ins Dorf gegangen, um ihn zu suchen.» Nur mit Mühe beherrschte sich der grosse Mann. Beide Fäuste in der Luft: «Ich habe jetzt andere Sorgen. Wenn du für dein einziges Kind nicht sorgen kannst, dann kann ich dir nicht helfen. Du hast ihn immer verwöhnt und verbäbelt. Kunststück, dass er dir jetzt einmal abgehuscht ist. Der kommt schon wieder zum Vorschein, aber das sag ich dir, der wird nach Noten durchgewalkt, nach allen Regeln der Kunst verhauen. Dann siehst du nur mehr blaue und rote Flecken und obenauf einen Haarschopf.» Er hielt inne, als ob er sich besinnen wollte, griff sich an die Stirne und höhnte: «Und das sagst du mir jetzt, wenn es schon bald einnachtet. Wie soll ich den Lauser finden in pechschwarzer Nacht. Du hast mir gesagt, er hat Durchfall. Mit dem wird er nicht weit gelaufen sein.»

Nach und nach verrauchte der Zorn und da die Frau von ihren Bedenken und Befürchtungen sprach, kam er doch dazu, vernünftig zu überlegen. Sie sah, wie etwas wie Besorgnis in seinem Gesicht auftauchte. Er setzte sich an den Tisch und sann. Die Frau konnte zusehen, wie es in dem schweren Körper kochte und brodelte, wie hinter der Stirne die Gedanken einander jagten, bis er seine Hand zur Faust ballte und auf den Tisch schlug. «Schlimme Zeiten», fauchte er, «die Welt ist ohne jede Moral! Da muss die Polizei aufgeboten werden. Gib das Telefon. Geh weg, lass mich sitzen!» Dann sprach er lange Zeit mit dem Wachtmeister in ruhigem Ton. Jedoch verlangte er energisch, dass sogleich Radio und Fernsehen aufgeboten werden sollten. «Eine Foto? Keine Schwierigkeit, ich bringe sie sofort auf den Posten. Was, nach Zürich? Gut ich bringe sie heute abend noch nach Zürich und die vollständige Personenbeschreibung dazu. Danke, auf Wiederhören!»

«Was machst du für ein Gesicht, gib die Akten her», brüllte Xaver

Nach diesem Gespräch fand er auch eine besorgte Tonart mit seiner Frau zu reden. Gemeinsam suchten sie eine gute Fotografie von Heinerli und notierten auf einem Blatt die Körpermasse und besonderen Merkmale. Robert kam zurück. Niemand hatte den kleinen Bub gesehen oder etwas Absonderliches bemerkt. Xaver fuhr ohne Nachtessen und ohne Schimpfen in die Nacht hinaus.

Wenn Frauen zum Kaffee zusammensitzen

Dies war eine unnötige Fahrt durch den Sihlwald und auch die Polizeibusse wegen zu schnellem Fahren hätte sich Xaver ersparen können, wenn er gewusst hätte, was sich am andern Morgen in aller Frühe ereignete.

Unternehmungslustig und seiner Arbeit froh kutschierte ein Vertreter für Futtermittel den Bergweg zu einem abgelegenen Heimwesen hinauf und sah einen blondgelockten Knaben munter daherschreiten. Er lud ihn zum Mitfahren ein und fragte auf der Fahrt: «Heinerli, hast du schon Ferien.» «Ja,» bekam er zur Antwort, «die andern gehen zwar noch in die Schule, aber ich habe frei.» Dann fragte er ihn noch, wohin er jetzt gehe. Heinerli war nicht in Verlegenheit und erzählte wieder von der Tante, die in dem Haus mit den roten Fensterläden wohne. Ob sie ihn erwarte. Sie sei immer zuhause. Sie habe nämlich drei Katzen und einen Kanarienvogel, da müsse sie den ganzen Tag aufpassen, dass die Katzen den Vogel nicht erwischen.

Munter plaudernd fuhren sie an Häusern und Kapellen vorbei, durchquerten den Wald und näherten sich dem Dorf. Da sie an Xavers Fabrik vorbeikamen, wurde der Knabe unruhig, fasste den Türgriff und wollte in voller Fahrt aussteigen. Der freundliche Mann aber hielt ihn zurück, verschloss die Türe und liess Heinerlis Arm nicht mehr los.

«Ich will nicht heim», schrie der Bub überlaut. «Warum denn nicht», fragte der Verteter freundlich. «Mein Vater schlägt mich tot. Ich habe im Holzschopf ein Feuerchen gemacht, nur ein winzig kleines Feuerlein. Er schlägt mich tot in seinem Zorn.»

Immer noch hielt ihn die starke Hand des Chauffeurs am Arm, da sie auf den Dorfplatz fuhren, an der Kirche, am Landgasthof vorbei, den Häuserzeilen nach und den Hang hinan. Noch einmal wollte der Bub ausreissen. Er hatte bemerkt, mit welchem Hebel die Türe verschlossen worden war. Kaum stand der Wagen still, entwand sich der Bub dem harten Griff, sprang vom Polster und hinaus.

Frau Sybill, die nach durchwachter Nacht mühsam die Arbeit des Haushalts begonnen und immer wieder durch alle Fenster Ausschau gehalten hatte, sah einen alten Ford näher fahren und kaum auf dem Kehrplatz angekommen, wie zwei Autotüren zur gleichen Zeit aufflogen. Sah ihren Heinerli um sich schlagen und in wilden Sprüngen, wie ein Hase die Strasse hinunterlaufen. Hinter ihm her rannte ein wildfremder Mann mit einem bärtigen Gesicht, genau so, wie sie sich den Kinderräuber vorgestellt hatte. Sah wie der Mann ihren Heinerli am Hemd fassen konnte und den wild Umsichschlagenden auf die Arme nahm. Strampelnd und schreiend und vom Laufen atemlos, brachte er ihn zurück, stieg die drei Stufen zur Haustüre hinauf und sagte der Frau, die beide Hände zusammenschlug und ihr Glück nicht fassen konnte. «So, da ist der Ausreisser, gesund und widerspenstig. Ich habe auf der Fahrt am Radio die Meldung gehört. Ich habe ihn sofort erkannt. Ist sonst ein lieber Bub und es kommt ihm etwas in den Sinn, nur jetzt hat er den Rappel, weil seine Ferien so jäh unterbrochen worden sind.»

Der Mann hätte noch lange weiterreden können. Noch immer war Frau Sybill keines Wortes fähig. Der Bub war unterdessen auf seine Beine gestellt worden aber noch immer von starken Händen festgehalten. «Heinerli, mein lieber Heinerli», brachte die gemarterte Frau endlich über die Lippen. Da liess der Widerstand in den Bubenarmen nach, er machte einen Schritt und verbarg sein Gesicht in Mutters Schürze, seine Tränen und sein Schluchzen.

Der glückliche Finder wurde in die Stube gebeten, ohne jedes Mass bewirtet und konnte bei funkeldem Wein, Butterrölleli und gekräuseltem Bündnerfleisch zuhören, wie die Frau nach allen Seiten überglücklich telefonierte. Noch nie, in seinem ganzen Leben, kein einziges Mal hat er so leicht und so dick einen Taglohn verdient.

Heinerli durfte auch von der grossen Aufschnittplatte stibitzen, und tat das mit sichtlichem Appetit, trotzdem ihm die Angst die Kehle zuschnürte. Aber die lieben Worte seiner Mutter und das sanfte Streicheln ihrer Hand brachte Ruhe in sein aufgewühltes Wesen und gaben ihm die Empfindung, dass es gut und schön sei, wieder daheim bei der Mutter zu sein.

Anderntags gegen Abend ging Frau Sybill durch das Dorf. Ihr begegneten merkwürdig viele Leute. Um diese Zeit waren sonst die

Strassen nicht so stark belebt. An jeder Ecke traf sie Leute und musste stehen bleiben, Auskunft geben, alle Einzelheiten über Heinerlis Verschwinden erzählen und vor allem erklären, warum Heinerli davongelaufen sei. Mit Wohllust stellten ihr die Frauen Fragen, die für Frau Sybill recht peinlich waren. Sie wurde müde vom langen Stehen. Kaum konnte sie einige Schritte tun, kam wieder die Neugierde auf sie zu. Der Weg, für den sie eine Viertelstunde eingerechnet hatte, war nach einer guten Stunde noch nicht zurückgelegt. Zu spät durfte sie auch nicht ankommen, sie wollte nicht unhöflich sein.

Sie musste also gegen Ende die Gespräche etwas abkürzen, konnte bei der Lehrerin auch nicht in das Nachtessen hineinplatschen. Sie stieg also gegen Ende des Dorfes auf der andern Talseite den Hügel hinan und suchte die Hausnummer. Dort angekommen, läutete sie an der Haustüre und erhielt den Bescheid, dass die Lehrerin im Untergeschoss wohne. Sybill dankte und suchte zwischen blühenden Gebüschen die Stiege, die auf eine kleine ebene Wiese führte, wo sie von einem Entenpaar schnatternd begrüsst wurde. Dieses Geschrei war für die Bewohnerin der Warnruf, dass sich jemand ihrer Behausung näherte. Sie konnte also ihren bequemen Bademantel weghängen und in ein Kleidchen schlüpfen bevor die Besucherin den verdeckten und versteckten Eingang gefunden hatte.

Sie strich noch die Falten ihres Kleides glatt, indem sie die Besucherin begrüsste: «Sie kommen wegen Heinerli. Das ist mir recht. Wir kennen uns ja vom Examen her. Ich habe ihm schon in der ersten Klasse Unterricht gegeben. Bitte treten Sie ein. Ich habe zwar nicht die beste Ordnung und möchte mich deswegen entschuldigen, aber es ist bestimmt ein Stuhl frei. Setzen wir uns doch gemütlich an diesen Tisch, ich werde die Zeichnungsblätter schnell wegräumen. Trinken Sie einen Kaffee? Er ist im Nu bereit.» Schon stellte Fräulein Rita Wasser auf die Herdplatte in der winzigen Küche, brachte Teller und Tassli herbei, Löffeli und eine bauchige, mit bunten Blumen verzierte Zuckerdose. In kurzer Zeit war für ein gemütliches Plauderstündchen der Arbeitstisch heimelig gedeckt, und die beiden Frauen sassen sich, als ob dies schon oft geschehen wäre, freundschaftlich gegenüber.

Rita strich sich die Haare aus dem Gesicht und begrüsste Frau Sybill freundlich

«Heinerli ist ein lieber Bub», begann die Lehrerin, «ein wenig verträumt noch, ihm ist, wie man so sagt, der Knopf noch nicht richtig aufgegangen. Aber es steckt Gutes und ich möchte fast sagen, Grosses in ihm.» Diese Worte erhellten die strengen Züge im Gesicht der Besucherin. Wie hätte solches Urteil einer Mutter Herz nicht erheitern und beglücken können.

«Und doch», begann Frau Sybill, «komme ich in grosser Sorge zu ihnen. Es ist nicht höflich, unangemeldet einfach so in ihre Stube hineinzukommen, aber auf gut Glück habe ich es gewagt und bin froh, dass ich Sie treffen konnte. Heinerli ist mein einziges Kind. Ich bin die zweite Frau meines Mannes, seine andern Söhne und Töchter sind schon erwachsen und stehen im Berufsleben. Ich will mich nicht beklagen, ich bin gut aufgenommen worden. Dann und wann bemüht sich mein Mann, auch mit Heinerli zu sprechen und sogar zu spielen, aber er hat keine Geduld. Wenn das Kind nicht genau nach Vaters Willen reagiert, wirft er alles weg und schimpft mit ihm. Solche Spiele enden meistens in einem Zornausbruch, dabei sind saftige Ausdrücke an der Tagesordnung. Wenn dann Heinerli beim Essen oder sonstwie solche Wörter gebraucht, dann ist wieder Feuer im Dach.»

«Ich habe den Bub oft beobachtet», sagte die Lehrerin mit ernster Miene, «er ist in der Schule glücklich und fleissig, aber plötzlich wechselt seine Stimmung, er wird verschlossen und ängstlich, starrt aus dem Fenster und vergisst alles, was um ihn vorgeht. Ich habe mir schon überlegt, ob ich ihn beim Schulpsychologen anmelden soll.»

«Darüber müssen Sie entscheiden, Fräulein Rita», meinte Frau Sybill, «ich würde nicht wagen, davon mit meinem Mann zu sprechen, er ist sehr empfindlich und in seiner Ehre verletzlich. Er würde sogleich aufbrausen, die andern Kinder sind mit meiner Erziehung auch gross und etwas Rechtes geworden, dann würde er mir die Schuld in die Schuhe schieben.»

Die beiden Frauen berieten hin und her. Fräulein Rita gewann dadurch Einblick in die Nöte Heinerlis und war um ihn besorgt. Sie erbot sich schliesslich, einmal persönlich mit dem Vater zu sprechen und erkundigte sich, zu welcher Tageszeit dies am günstigsten geschehen könnte. Frau Sybill erklärte rundweg: «Mein Mann hat nie Zeit. Er lebt in einer ewigen Hetzerei, hat mit seinem Unternehmen Sorgen genug, will sich nicht noch mit Familienkram, wie er sagt, herumschlagen. Aber, wenn man ihn einmal beim Mittagessen bei guter Laune überraschen könnte, vielleicht an einem Mittwoch, wenn nachmittags schulfrei ist, und Sie sich nachher ausruhen könnten.»

Fräulein Rita konnte ein zartes Lächeln nicht verbergen und meinte: «Gut, ich bin einverstanden, Sie geben mir Bericht, wenn einmal gute Laune ausgebrochen ist. Ich kann mich auf diesen Tag frei machen und werde mutig in den Kampf ziehen.»

Von dieser Hilfsbereitschaft beglückt und doch mit einer gewissen Angst vor diesem Zusammentreffen, nahm Frau Sybill in herzlicher Dankbarkeit Abschied von der Lehrerin, schaute nochmals auf die vielen Kinderzeichnungen und Malereien an den Wänden, auf die bescheidene aber mit Geschmack zusammengestellte Ausstattung des Zimmers, hielt nochmals Fräulein Ritas Hand in ihren beiden Händen, um sie ihrer Dankbarkeit zu versichern.

«Ein vedammt gefährliches Frauenzimmer»

In der bösen Krisenzeit hatte Xaver die grosse Villa am Hang aus einem Konkurs und auch das Fabrikgebäude am Ende des Dorfes erstanden. Beide waren viel zu gross für seine Verhältnisse, aber damals wagte niemand, auf eine grosse Zukunft zu vertrauen und Geld war rar in diesen Zeiten. Xaver, der sich lieber mit Erfindungen befasste, als mit der Produktion und immer neue Patente anmeldete, fürchtete sich nicht vor unbekannten Schwierigkeiten. Er besass Optimismus genug zu diesem Kauf. Er fühlte sich wohl in diesem Haus, wenn auch mehr als ein halbes Dutzend Zimmer unbenützt blieben. In den Jahren seither waren die Bäume, auch Zierbäume ausländischer Herkunft, gross geworden, übergross. Sie hätten des Gärtners Schere bedurft. Xaver gab sich nicht mit solchen Kleinigkeiten ab, sie durften wachsen, wie sie wollten. Von der Strasse aus sah man nur ein wildes Gebüsch, durch das die hellen Mauern des Hauses hindurchschimmerten.

Noch immer standen in der guten Stube die steifen Möbel, die er mit dem Haus übernommen hatte. Im Esszimmer stand ein alter Bauerntisch und ringsum Stabellen, ein Buffet und eine Kredenz mit schlichten Einlegearbeiten, Stücke, die seine erste Frau in die Ehe gebracht hatte aus altem Familienbesitz. Nur wenn noble Geschäftsherren eingeladen waren, wurde im Salon serviert auf dem langen Tisch, über

dem riesigen Teppich aus dem Orient, der von hochlehnigen gepolsterten Stühlen umstanden war. Bilder fremder Landschaften in Goldrahmen zierten die Wände und zu allem Überfluss hing auch noch ein hoher, schmaler Spiegel zwischen zwei Fenstern. Das Silberbesteck und die Leuchter, die zu diesem Luxus gehört hätten, waren vom früheren Besitzer mitgenommen worden.

Das Mittagessen, zu dem die Lehrerin eingeladen war, wurde am Bauerntisch eingenommen. Frau Sybill hatte ihren Ehrenplatz zur rechten Seite des Hausherrn geräumt und Fräulein Rita überlassen. Heinerli sass neben ihr und freute sich, einmal so weit hinaufgerutscht und mit seiner geliebten Lehrerin essen zu können. Zwischen ihnen entspann sich auch bald ein heiteres Gespräch. Vater Xaver schenkte dem Gast nicht grosse Beachtung, nur wenn Heinerlis Lachen zu laut wurde, mahnte er ihn in kurzen Worten zur Ruhe. Schräg gegenüber dem Gast sass Robert und schien mit dem Fräulein recht vertraut zu sein. Mit einem kecken Kompliment rühmte er das blumige Frühlingskleid der Lehrerin, die errötend und nickend dafür dankte. Sonst herrschte nicht eine Stimmung, die man heiter nennen könnte. Wie immer ass Xaver schnell, sein Teller war leer, bevor die andern recht begonnen hatten. Am liebsten wäre er, wie oft, davongelaufen, weil er stets mit seinen Gedanken der Tageszeit vorauseilte.

Die Haushälterin, die zur Hauptsache mit dem Reinigen und Instandhalten der vielen Räume beschäftigt wurde, sass stocksteif unten am Tisch, sie war wütend, weil man Heinerli, der sonst immer neben ihr sass, fortgenommen und an einen andern Platz gesetzt hatte. Beim Abtragen setzte sie die Teller laut und hart auf das Tablett, streifte im Hinausgehen noch die Blumenvase auf dem Nebentisch, die polternd auf den Boden fiel, brachte umständlich einen Putzlappen, den sie im Bogen in die Wasserlache schmiss, bevor sie niederkniete und ächzend aufwischte. Dann rief sie barsch: «Komm Heinerli, du bist jetzt unerwünscht.»

Mit aufmerksamen Augen verfolgte Fräulein Rita, was ringsum geschah, beobachtete auch, wie dem Hausherrn die Röte in die Wangen stieg und er sich nur mühsam beherrschen konnte. Das war kein gutes Vorzeichen für das geplante Gespräch.

Endlich kam der Kaffee in Sicht. Die Tassen klirrten und schepperten, da der Servierboy über die Schwelle gestossen wurde. Dann übernahm Frau Sybill das Einschenken, das Herumbieten der Zuckerdose, holte vom Buffet die Schnapsgläschen und schloss die Türe zum Gang hinaus.

Stansstad hat sich einen wunderschönen General-Guisan-Quai zur Freude der Gäste und der Stansstader gebaut.

Als ob er mit Ungeduld auf diesen Augenblick gewartet hätte, ergriff der Vater das Wort: «Fräulein, Sie sind wohl nicht nur wegen dem Braten und dem Blumenkohl hergekommen. Ich bitte Sie, sich kurz zu fassen, meine Zeit ist sehr beschränkt.» Unerschrokken, mit sanfter, einschmeichelnder Stimme antwortete die Lehrerin: «Ja, ich bin hergekommen, um mit Ihnen über Heinerli zu reden. Jetzt begreife ich, warum er von tausend Ängsten geplagt wird, wenn er von einem solchen Drachen bewacht wird. Diese Frau, ich

Meinsch mich meg eine!

vermute, sie sei hier Haushälterin und Kindermädchen, muss ihm fast in jedem Traum vorkommen, das schlägt ihm auf das Gemüt. Heinerli ist nicht so robust gebaut, dass er das ohne Schaden verkraften kann. Er zeigt wirklich herrliche Anlagen und ist gewiss talentiert, aber er reagiert, ich habe das in der Schule oft beobachtet, er flieht jede Gewalttat, er weicht aus und leidet unter der Angst. Auf irgendeine Art muss ihm diese Angst genommen werden. Darum möchte ich den Vorschlag machen, ihn dem Schulpsychologen anzuvertrauen. Ich bin fast gar der Überzeugung, er könnte ihm helfen. Wenn ihm weiterhin, ich möchte mich für diesen etwas harten Ausdruck entschuldigen, wenn ihm weiterhin mit diesem Reibeisen über die Seele gefahren wird, kann ich für eine gesunde Entwicklung nicht garantieren.»

Nun schaltete sich Robert ein: «Du gehst von einer falschen Voraussetzung aus. Der Hausdrache ist nicht sein Kindermädchen. Sie verhätschelt ihn und kommt zu ihrem Leidwesen nur wenig mit ihm in Berührung.» Frau Sybill begann zu erklären, hatte wohl bemerkt, dass die Lehrerin mit einem geschickten Schachzug das heikle Thema auf ein weniger gefährliches Geleise schieben wollte. Aber Robert war nicht umzustimmen, er wollte sich nicht vor Rita blamieren. Das Gespräch drohte in Nebensächlichkeiten zu verlaufen. Da ergriff Xaver das Wort mit resoluter Stimme: «Wir wollen zur Sache kommen. Ich habe keine Zeit, sieben verschiedene Ansichten anzuhören. Das liegt doch auf der Hand, der Bub ist nicht wegen der Adelheid durchgebrannt. Fräulein, was haben Sie dazu zu sagen?»

«Wenn ich auf diese Art herausgefordert werde», sie schaute dem ungeduldigen Mann ohne Furcht in die Augen und sprach, «er ist vor der Strafe davongelaufen, wahrscheinlich hat er schon einige schlimme Strafen erleben müssen und hat sich überlegt, wie er ihnen für alle Zeiten entrinnen könnte. Die Angst davor ist in ihm übermächtig. Er kann ihr nicht widerstehen. Er muss also in eine Umgebung hineinwachsen, in der diese Angst unbegründet ist, überhaupt nicht mehr aufkommen kann. Vielleicht kann nur ein Milieuwechsel Abhilfe schaffen.»

Etwas zurückgelehnt, aber die Faust noch auf dem Tischrand, nahm Xaver die Lehrerin scharf in den Blick und sprach: «Kurz gesagt, Sie möchten Heinerli in ein Heim verpflanzen, weil er sich daheim wegen seinem Vater nicht normal entwickeln kann.» «Aber bitte, Xaver», rief Frau Sybill erschrocken.

Keineswegs eingeschüchtert entgegnete Fräulein Rita: «Sie haben jetzt die letzte Möglichkeit fürwahr unverblümt ausgesprochen. Wir sind aber hier nicht zusammengekommen, um uns böse Absicht oder Unhöflichkeiten an den Kopf zu werfen. Wir alle sind sehr besorgt, Heinerli, der unüberlegt und in Angst eine Dummheit gemacht hat, auf die Beine zu helfen. Wenn Sie schon vor Wut sich kaum mehr beherrschen können, sehe ich doch in Ihren Augen die Sorge um den Sohn und viel Lie-

be zu Heinerli. Wollen wir nicht lieber zusammenspannen. Sie daheim, in diesem schönen Haus, ich in der Schule, so können wir ihm wahrhaft beistehen.»

Xaver warf einen Blick auf die Armbanduhr, erhob sich und sagte: «Es tut mir leid, die Zeit drängt. Ich danke Ihnen, Fräulein Rita, für Ihren Besuch, möchte aber zum Schluss nur beifügen, wenn Sie den Heinerli zum Psychologen schicken, dann gehe ich mit der Mistgabel zu ihm und spiesse ihn an die Wand, adieu!»

Nach Feierabend, Robert blieb fast immer noch eine Stunde im Büro, um heikle Arbeiten in Ruhe zu erledigen, stürmte der Vater herein und bemerkte bei halboffener Türe: «Was ich noch sagen wollte, die Lehrerin soll mir nicht mehr unter die Augen kommen, das ist ein verdammt gefährliches Frauenzimmer. Ich habe schon beachtet, ihr seid per Du.» Robert fiel deswegen nicht vom Stuhl: «Wir sind ja seit bald zwei Jahren zusammen im gemischten Chor, alle sind wir per Du.» «Ich warne dich», schrie der Vater, «eine solche Szene wird mir nicht mehr aufgeführt, das war ein abgekartetes Spiel, und du mein engster Mitarbeiter, du mitten drin.» Krachend flog die Türe ins Schloss.

Ein spiegelblanker Trübsee

Wenn der Motor bockt

Ein Spaziergang am Abend, wenn ein kühler Wind die Last des Tages wegbläst, das Heu duftet, Schönwetterwolken über das verlöschende Licht ziehen und das geheimnisvolle Murmeln des Bächleins zum Sinnen verführt. Ein solcher Gang auf einsamen Wegen und im Wald war Robert lieb. Er konnte seine Gedanken ordnen, den Ärger vergessen und gute Luft schöpfen, was ihm während des Tages im Büro und in der Fabrik verwehrt blieb.

Schon waren seit Heinerlis abenteuerlicher Reise Wochen vergangen. Robert hatte sich viel mit dem kleinen Stiefbruder beschäftigt, ihm fast jeden Abend eine Geschichte erzählt. Auch dafür war sein Abendspaziergang gut, er konnte sich neue Geschichten für die abendliche Plauderstunde ausdenken. Und wie es so kommt, wenn ein gnädiges Geschick nachhilft, Robert fand in einer Biegung der Waldstrasse ein kleines Auto mit offener Motorhaube und einer verzweifelten Fahrerin, die ohne Erfolg den Anlasser schnurren liess. Lachend schaute er auf die schlanken, hübschgeformten Beine, die aus der Türe herausragten und fragte: «Rita, wo kommst denn du her?» «Du hast

mich aber erschreckt», jammerte das Mädchen, «entweder bist du der vierzehnte Nothelfer persönlich, oder ein Engel vom Himmel geschickt.» «Aber das ziemt sich doch nicht für eine gutbeleumundete Lehrerin, nachts im Wald herumzustreunen», höhnte er, «martere den Anlasser nicht länger, das nützt nichts, sonst musst du im Dunkeln heimfahren.» «Ich habe ein Mädchen heimgebracht, dem in der Schule übel geworden ist, ins oberste Heimen hinauf gefahren», erklärte Rita, «die Leute haben mich aus Dankbarkeit mit Kaffee Schnaps traktiert, mit Gedörrtem, Gesottenem, Geräuchertem, der Rock ist mir zu eng, und mir ist zum Erbrechen schlecht und nun bockt noch der Wagen. Ich bin die längste Strecke ohne Motor gefahren, aber hier ist der Weg fast eben und auf den Bollensteinen rollt er nicht.»

«Ein Licht hast du auch nicht» fragte er, «das sind wieder typisch die leichtsinnigen Frauen.» «Fehlanzeige», brüstete sich Rita «im Kofferraum befindet sich eine Lampe mit Kabel und Stecker, ich muss sie nur finden.» Wollenes und Gestricktes, ein Schraubenzieher, ein Malkasten, ein Badeanzug kam aus dem kleinen Kofferraum ans Dämmerlicht, leere Conservenbüchsen vom letzten Pic-nic, ein Tennisschläger und ganz zuletzt tatsächlich eine Lampe. «Du bist aber gut ausgerüstet» lachte er, «für Sand und Strand, für Sommer und Winter, was nur kommen mag, was so einem kleinen Fiat nicht alles zugemutet wird.» «Hilf mir lieber, den Motor wieder in Gang zu bringen», sagte sie energisch, «statt lange Reden zu halten und in fraulichen Intimitäten herumzuwühlen.» «Benzin ist noch vorhanden?» fragte er bescheiden. Sie aber stellte sich entrüstet vor ihn hin. «Willst du mich foppen, oder willst du mir helfen, dreissig Liter habe ich vor der Fahrt getankt, ein Sündengeld!»

Die Lampe funktionierte tatächlich, er legte sie auf den Motor und steckte seinen Kopf unter die Haube. Gespensterhaft, dieses Licht im dunkeln Wald. Rita betrachtete den Kopf, der vornübergebeugt grell beleuchtet war, ein sympatisches Gesicht, trotz der vorspringenden Nase und den buschigen Brauen. Ein weicher Mund mit saftigen Lippen, die wohl schon manches schöne Mädchen geküsst haben und kastanienbraune Haare in Fülle, die ihm bei dieser Arbeit in die Stirn fielen. «Einen Schraubenschlüssel hast du auch?» fragte er. «Alles unter dem Führersitz, aber keine grosse Auswahl», entgegnete das Mädchen und fuhr fort, «sag mir, bevor du den Motor in seine Teile zerlegst, kannst du ihn wieder zusammensetzen?» Immer noch die Nase über dem Motor sagte er: «Habe doch bis vor das Examen am Technikum studiert, bis mich der Vater zurückgepfiffen hat, weil er mit meinem Bruder Streit bekommen hat. Der sitzt jetzt in Zürich gut gepolstert, in sicherer Position und lacht sich ins Fäustchen, lässt mich nach Vaters Geige tanzen.»

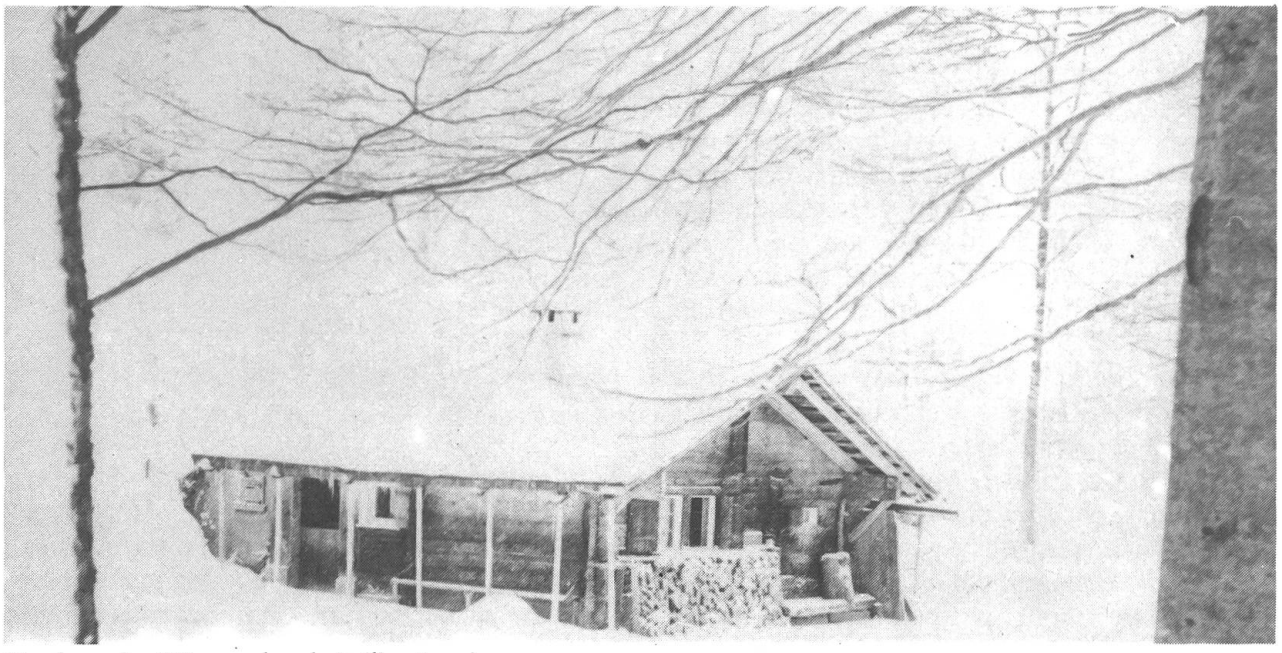
Gibts da am Sonntag einen Kuhhandel?

Rita setzte sich aufs Polster, öffnete die Scheibe, schaute ihm durch den Rahmen bei der Arbeit zu und sagte nach langer Pause: «Ist gar nicht so schlimm, dein Vater, er gleicht dir übrigens, auch eine breite hohe Stirne mit Wetterwolken, Backenknochen wie eine Bergfrau. Ich hätte nicht übel Lust, dich jetzt zu zeichnen in dieser phantastischen Beleuchtung. Sag, bist du sehr unglücklich, dass du nicht weiterstudieren kannst?» «Für mich war dieser Abbruch sehr schmerzlich, aber ich musste dem Vater helfen, das ging vor. Schliesslich kann ich jederzeit das Studium wieder aufnehmen, die Jahre sind nicht verloren und jetzt kannst du heimfahren.»

Und tatsächlich, der Motor sprang an. Sie mussten nur noch die hundert Dinge, die her-

umlagen, einpacken. «Du bist nicht nur ein Engel und Nothelfer, du bist ein Mann, der alles kann. Ich würde dich gerne heimführen und dir zum Dank ein gutes Glas Wein einschenken, aber erstens habe ich keinen Wein in meiner Bude, eine Sauordnung, die ich dir nicht zeigen möchte und drittens ist mir zum Sterben übel.»

Sie würgten also die hundert Sachen in den winzigen Kofferraum hinein, suchten mit der Lampe, was rings um den Wagen liegen geblieben war, dann setzte er sich ans Steuer und sagte: «Wenn dir sterbensübel ist, muss ich dir verbieten, heimzufahren. Ich setze dich vor der Wohnungstüre ab, wenn du in Sicherheit bist.» Ruhig und gemächlich fuhr er mit dem Fiat, in dem er nur mit Mühe seine langen Beine unterbringen konnte, den Berg hinab, aus dem Wald hinaus und durch das schlafende Dorf.



Da chame im Winter schen heimilig zämesitze

Wie man dem Zufall nachhelfen kann

Von Heinerli hat Robert vernommen, dass seine Lehrerin am Sonntag auf Obschwendi gehen werde und den Kindern Alpenrosen heimbringen wollte. Die Neugierde zwickte Robert. Beim abendlichen Geschichtenerzählen nahm er seinen kleinen Bruder ins Verhör und fragte, ob Fräulein Rita oft in die Berge gehe, ob sie eine gute Berggängerin sei, ob er sie auch richtig verstanden habe. Obschwendi sei doch eine knifflige Klettertour und für eine Frauensperson ganz allein, sei das recht gefährlich. Die Antworten befriedigten Robert. Er suchte also am Samstag abend seine roten Kniesocken, die kurzen Hosen, den Rucksack und den Berghut, rüstete mit Frau Sybills Hilfe allerhand aus dem Kühlschrank zurecht und vergass auch den Tabak und seine Pfeife nicht.

Am Morgen nach der Frühmesse bestieg er munter den Zug und fuhr in prächtiger Laune das Tal hinauf. Schon am Bahnhof hielt er ringsum Ausschau, konnte aber Rita nicht entdecken. Mit der Seilbahn kam er auf das Satteljoch und nahm frohgemut den Weg nach der Alp unter die Füsse. Der wolkenlose Morgen, die würzige Luft, die weite Aussicht und das Wandern fernab vom Gewimmel der Menschen und von den täglichen Sorgen beglückten ihn. Tüchtig schritt er aus, bis er zu den steil aufragenden Felsen gelangte, über denen Obschwendi lag. Bevor er den schmalen Pfad betrat, der in die Tossen einmündete, setzte er sich auf einen erhöhten Stein und suchte mit seinem Feldstecher die weite Gegend ab, ohne eine Frauensperson zu entdecken, die allein herumkraxelte.

Wenn sie nun, so dachte er, mit einer Gesellschaft verabredet ist, umgeben von jungen, fi-

xen Bergfexen daherkommt oder gar mit einem Freund, dann bin ich umsonst so früh aufgestanden, umsonst hier heraufgestiegen, kann Blümlein pflücken und mit hängendem Kopf heimwärts ziehen. Eh nun, der Tag ist so wundervoll, dann ist es auch nicht schade, wenn ich einmal wieder hier heraufgeklettert bin, von wo die Menschen im Tal so winzig klein wie Ameisen aussehen, alle, die Guten und die Bösen, die Schwachen und jene, die sich vorkommen, als hätten sie über allen die Gewalt in Händen, unersättlich und brutal. Robert legte den Feldstecher in den Rucksack und stieg in die Felsen hinauf.

Zur Mittagsrast trank er von dem Wein, die ihm seine Stiefmutter mitgegeben hatte und war erstaunt, einen so guten Tropfen geniessen zu können. Sie hat nicht gespart, dachte er, mag mir von dem Besten gönnen, die gute Frau, hat's auch nicht leicht mit dem Vater, weiss nie, wann ein Donnerwetter ausbricht aus heiterem Himmel ohne jede Vorwarnung und wegen einer winzigen Ursache. Wie er so ins Sinnen kam, über sein Leben zurückschaute, beschlich ihn eine wehmütige Stimmung. Er legte sich ins Gras und schlief ein.

Lange in der prallen Mittagssonne zu liegen auf dieser Höhe, wo die Strahlen mit aller Gewalt einwirken, ist nicht gut. Robert erwachte, konnte sich zuerst nicht zurechtfinden, schaute verwundert um sich, griff nach dem Feldstecher und sah weit und breit kein weibliches Wesen einsam wandern. Wenn ihn Heinerli angelogen hatte, seine erfindungsreiche Phantasie mit ihm durchgebrannt wäre, die versprochenen Alpenrosen ein Wunschtraum des kleinen Bruders gewesen sein könnte. Robert wusste nicht, dass Rita unweit von seinem Rastplatz vorbeigegangen war und den Schlummernden gar wohl erkannt, auch längere Zeit ruhig betrachtet hatte, unschlüssig, ob sie ihn wecken wollte.

Die Sonne war indessen ein schönes Stück weitergewandert. Ein Blick auf die Uhr erschreckte ihn. Er begann zu wandern kreuz und quer, nicht mehr im gemächlichen Bergschritt, hastig und in innerer Unruhe. Und wie es eben geht, wenn etwas erzwungen werden soll, versammeln sich alle Teufel, um es zunichte zu machen. Robert durchforschte die Alp, schaute vom Grat aus nach allen Richtungen und kam schliesslich wieder dorthin, wo

So viel Freude brachte das strahlende Wetter beim Jodlerfest

er nach der Felspartie in die weite Alp gekommen war. Hier muss sie zurück, wenn sie nicht den weiten Umweg über die Trestelen machen will. Er zog die Schuhe und Socken aus, seine Füsse waren nicht mehr gewohnt, so weit zu wandern. Ich habe Zeit, dachte er, die Sonne steht noch weit über den Zacken.

Dann sah er sie kommen. Unvermutet tauchte sie aus einer Senke auf und stand auf der Anhöhe, in ihrer weissen Bluse und dem roten Halstuch, die Haare fielen ihr offen auf die Schultern. Er konnte noch schnell in einen Socken schlüpfen, in aller Hast einen Schuh anziehen, schon stand sie vor ihm: «Guten Tag, Robert, ein schöner Tag in der strahlenden Sonne. Du hast ordentlich Bergluft erwischt auf deiner roten Nase.» Man kann doch nicht bei einer solchen Begegnung von Blattern an den Füssen reden. Also sprach er von einer leichten Verstauchung des Fusses, es sei nicht schlimm, aber er wäre doch froh, wenn er die paar schwierigen Stellen im Fels nicht allein passieren müsste.

Rita kniete sich sogleich hin und betrachtete den Fuss im Strumpf, befühlte ihn und sagte:

«Er ist nicht geschwollen.» Er deutete auf den andern Fuss, der bereits im Schuh steckte: «Ich habe ihn fest zugebunden, er hat dann einen besseren Halt.» Auch diesen nahm sie auf, fuhr mit der Hand über den Knöchel und meinte: «Den hast du aber stark eingeschnürt, hast du schon versucht darauf zu stehen, wie du laufen kannst?» Er war nicht dafür, sofort aufzustehen, nestelte an seinem Rucksack herum und brachte die Weinflasche zum Vorschein: «Probier einmal. Hat mir die Mutter vom besten Wein eingepackt, den wir im Keller haben. Ich habe ihn zwar den ganzen Tag hier herumgetragen, aber er ist trotzdem ausgezeichnet.» Guten alten Wein in einem Plastikbecher zu servieren ist zwar eine Todsünde, aber Rita nippte daran und meinte: «Ich verstehe nicht viel von Wein, aber eine Verstauchung am Fuss kann ich besser beurteilen und auch pflegen. Ich habe Samariterkurse besucht. Eigentlich bin ich recht froh, dass ich dich hier so zufällig treffe. Wir können über Heinerli sprechen, der mir ehrlich Sorgen macht.»

Sie sprachen aber nicht lange über den lieben Bub, mehr von Vater Xaver und Dingen, die nur sie selber angingen. Rita erzählte von daheim, vom Vater und den Geschwistern, vom Geschäft, das in der Stadt in einer winkligen Gasse lag und nur spärlich Sonnenlicht bekam. «Weisst du eigentlich, warum ich hieher gekommen bin, die Stelle an Eurer Schule angenommen habe. Nur wegen den Bergen. Ich habe von klein auf einen Heisshunger nach Sonne und reiner Luft.» «Da bin ich aber froh, dass du im Schatten aufgewachsen bist», lachte er, «sonst hätte ich dich nie kennen gelernt und das wäre ein entsetzlicher Verlust.»

Ein Geheimnis, das keine Ruhe lässt

Sie brachen auf, um in die Felsen einzusteigen und die gefährlichste Partie hinter sich zu bringen. Da sie, Robert voraus, auf jeden Tritt achten und vorsichtig tastend in den Felsen hingen, das Gespräch versiegen liessen, hörten sie einen eigenartigen Laut. Steine kollerten unter ihren Füssen weg und fielen hinunter. Wenn es still war, vernahmen sie wieder diesen unheimlichen Ton. «Ist das ein Tier?» fragte Rita. «Ich weiss nicht», sagte Robert, «es kommt von ganz unten. Ich glaube nicht, dass ein Tier so stöhnt.» Sie verhielten sich still. Und wieder vernahmen sie diesen Jammerlaut. «Jetzt nur nicht hasten, Schritt um Schritt, Griff um Griff», mahnte sie, «schon oft ist ein Bergunglück geschehen, weil die Leute zappelig geworden sind.» Also kletterten sie bedächtig hinunter, und immer wieder drang der seltsame Laut zu ihnen hinauf.

Robert fühlte schon ein Graspolster unter dem Schuh, beugte sich hinaus und sah einen Mann zwischen den Steinen liegen. Er verschwieg den grausigen Anblick, bis Rita aus dem Kamin heraustrat. Dann sah er, wie sie an ihm vorbei hinuntersprang und neben den

Sie sah, wie Robert mit raschen Schritten davonging, ohne auf die Verstauchung seines Fusses zu achten

Mann hinkauerte. Auch er trat in die Nähe und sah die blutverklebten Haare, den abgewinkelten Arm, das schmerzverzerrte Gesicht, die dürstenden Lippen.

«Sie liegen nicht gut», sagte Rita zu dem Verwundeten, «darf ich versuchen, Sie seitlich zu betten?» «Ich weiss nicht», war aus den leise gesprochenen Worten zu entnehmen, «der Rücken macht mir an meisten Schmerzen und der Arm.» Mit vereinten Kräften versuchten sie den Mann in eine bequemere Lage zu bringen. Aber jede Bewegung schien ihn entsetzlich zu schmerzen. «Gib mir den Wein», kommandierte Rita «und geh so schnell du kannst zum nächsten Telefon, rufe die Rettungsflugwacht und einen Arzt an, dann komm wieder zurück.»

Robert nahm aus dem Rucksack die Flasche und den Becher, versuchte, ihm beim Trinken zu helfen. Ein Schrei entfuhr den Lippen des Abgestürzten. Er erhob sich wieder und sagte, wir wollen keine Zeit verlieren, aber wo ist das nächste Telefon. Keine Antwort! Rita war damit beschäftigt, dem Dürstenden Wein einzuträufeln und musste achtgeben, dass er sich nicht verschluckte. Nur da sie aufschaute und den Blick dem Bergweg zuwandte, sah sie, dass Robert mit schnellen Schritten davonging, ohne auf die Verstauchung des Fusses zu achten.

Der Wein belebte nach und nach die Züge des Liegenden, auch die Worte waren nun besser zu verstehen. «Wenn Sie mir den Stein unter dem rechten Bein wegnehmen könnten, einen spitzigen Stein. Sie sind eine gute Frau.» Das Mädchen beugte sich über ihn und mahnte, recht schön ruhig zu bleiben, es werde sicher bald Hilfe kommen. «Ich glaube, mein Rücken ist zerschmettert. Ich bin ausgeglitten, dann hat es mich auf einen Felsen geworfen, weil ich mich gewehrt habe, bin ich so unglücklich auf den Rücken gefallen.» Stossweise kamen diese Worte aus seinem Mund. Nach wenigen Silben musste er wieder Atem schöpfen. In seinen Augen geisterte die Angst. Der Schweiss rann ihm von der Stirne.

Langsam vergehen die Minuten, wenn die Schmerzen den Leib martern und man mit solcher Sehnsucht auf die Rettung wartet. Die Sonne verlor an Kraft, verbarg sich hinter Wolken und trat dann wieder mit einem bleichen, verfärbten Schein hervor. «Haben Sie Hunger», fragte Rita, «ich kann Ihnen etwas zu essen richten, kleine Möckli und Speck, der auf der Zunge vergeht.» Keine Antwort, nur ein mühsames Stöhnen. Rita untersuchte Robert's Rucksack, stöberte nach Gestricktem, für den Fall, dass sie sich für die Nacht bereithalten mussten.

Unendlich schwer leidet der Mensch, der untätig dabeisitzen, machtlos zuschauen muss, wie ein hoffnungsfroher, junger Mann zwischen Tod und Leben schwebt, wieder einmal die Augen öffnet, hilfesuchend aufschaut und dann wieder in Not und Elend zurücksinkt.

Im nahen Bächlein netzte sie ihr Taschentuch, wischte ihm den Schweiss aus dem Gesicht, benetzte ihm Hals und Brust und tat ihm alles Liebe an. Er konnte sich nicht bewegen. Den rechten Arm, der gebrochen schien, hatte sie schon bald in eine bessere Lage gebracht. Nun blieb ihr nichts mehr zu tun, als zu warten. Vorsichtig fragte sie: Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich einen Rosenkranz bete?» «Den Schmerzhaften», flüsterte er, «ich bin wahrlich in einem Bad von Schmerzen.»

Nun begann Rita halblaut zu beten, unterbrach die Reihe der 'Gegrüsst seist du Maria' wieder, um ihm Wein einzuträufeln und fuhr fort. Nach und nach kam eine gewisse Ruhe über ihn. Er schien zu schlafen, wenn sich seine Lippen nicht bewegt hätten. Dann aber schreckte er auf. Seine Züge strafften sich, er versuchte seinen Kopf zu wenden. «Sagen Sie, muss ich hier sterben?» Rita beruhigte ihn und sprach vom Helikopter, der bald mit einem Arzt kommen werde, der ihm die Schmerzen nehmen könne und, besser als sie, helfen könne.

Wieder verhüllten Wolken die Sonne, die bald hinter den Bergen verschwinden würde. Mit stärkerer Stimme fuhr Rita in ihrem Beten fort. Nach langem Schweigen unterbrach er sie mit den Worten: «Sie sind eine vertrauenswürdige Person. Kann ich Ihnen ein Geheimnis anvertrauen?» «Ja, gewiss. Nur wäre es doch besser für Sie, wenn Sie ruhig bleiben, bald kommt Hilfe.» In kurzen Stössen, unterbrochen vom Ringen nach Atem und mit zuckendem Mund sprach er: «Wenn ich hier sterbe, muss ein Unrecht gutgemacht werden. Ich kann mit dieser Last nicht in die Ewigkeit hinüber. Er ist im Zuchthaus wegen mir. Ich habe vor Gericht geschworen, ich hätte ihn in der Nacht aus dem Haus kommen sehen. Wegen

meiner Aussage ist er verurteilt worden, hat Ehre und guten Namen verloren und ist auf Jahre hinaus eingekerkert. Und ich bin schuld. Sagen Sie mir, kann man so sterben, bevor das Urteil aufgehoben, bevor das Unrecht gutgemacht wird? Man sagt, Gott ist barmherzig, wenn er das ist, muss er mich am Leben lassen, damit ich mein Zeugnis widerrufen kann.» Rita beugte sich tief über ihn, um seine Worte besser zu hören, richtete sich auf und sagte mit fester Stimme: «Er ist barmherzig, seien Sie dessen gewiss. Wir haben ein Anrecht auf seine Barmherzigkeit. Darauf müssen Sie vertrauen und jetzt im festen Glauben weiterleben. Ich will Ihnen helfen.» Sie begann wieder mit dem 'Ehre sei dem Vater . . .' und betete im Stillen weiter, da er genau die Gerichtsverhandlung beschrieb, den Namen des Verurteilten nannte, den Namen des Gerichtspräsidenten und das Datum der Verurteilung.

Die Sonne war längst hinter die Berge versunken. Die Gletscher leuchteten noch einmal rotglühend auf. Der Mann zu Ritas Füssen war wieder ruhiger geworden und still. Ein kühler Wind strich über das Gras. Rita bedeckte den Unglücklichen mit Robert's Pullover und mit ihrer Jacke, suchte nach dürren Alpenrosenstauden, um ein Feuer zu entfachen, für den Fall, dass die Rettung in der Dunkelheit erfolgen sollte. Ihr war elend zu Mute. Das Leid und die Schuld dieses Mannes griff wie eine grimmige Kälte nach ihr. Und doch blieb sie tapfer und rüstete sich auf eine bitterböse Nacht.

Den Rücken gegen den Wind, die Arme vor dem Leib verschränkt, die Knie hinaufgezogen, hockte sie auf dem Stein. Da vernahm sie in weiter Ferne Motorengebrumm. Hörte, wie es näher kam, fachte das Feuer an, winkte mit der Jacke und dem weissen Pullover. Und tatsächlich, er schwenkte gegen die Alp zu, kreiste über ihnen und landete an einer Stelle, die weniger abschüssig war, mit drehenden, langen Flügeln, fauchend und ratternd. Die Rettung war doch noch vor dem entgültigen Zunachten gekommen.

In der Aufregung sah Rita nicht, dass ein müder Mann die letzte Steigung bis zu ihnen hinaufkraxelte, stehen blieb und das technische Wunderwerk bestaunte, das neben den verschrundeten Felsen Halt machte, den Abgestürzten aufnahm und die Helfer, sich dann langsam vom Boden erhob und blinkend in die Nacht hinausschwebte. «Gott sei Dank!» rief

Da ist alles hübsch, die Aargauer Festtagstracht, das Alphorn, der schöne Tag und das fröhliche Mädchen

Rita dem Flieger nach. Da trat Robert zu ihr, kam aus der Dunkelheit heraus, unvermutet auf sie zu. «Gott sei Dank», rief sie noch einmal, neigte sich ihm zu und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Eine Reise ans Meer

Gemütlich und in bester Stimmung sass Robert im Zug, der dem Rhein entlang fuhr. Der Vater hatte ihm zwar strikte verboten, nach Rotterdam zu reisen, das sei unnütz und blosse Geldverschwendung. Aber die schöne Aussicht auf die Burgen und Schlösser, die Rebberge und Wälder liess er sich, wegen diesem Streit mit dem Vater, nicht vergällen. Er hatte sich entschlossen und war nun einmal hier. Im Speisewagen entdeckte er einen Rüdesheimer Weisswein, der ihm vorzüglich mundete. Auch das Mittagessen fand seine Zustimmung und ihm gegenüber sass eine Dame, deren Schmuck im Sonnenschein funkelte und glitzerte. Sie war sich ihrer Schönheit und Wirkung auf die Männer bewusst, geizte nicht mit ihren Reizen. Auch leerte sie ihr Gläschen mit Lust, griff nach der Suppe schleunigst nach ihrer Krokodilhandtasche, um eine Zigarette herauszufischen. Mit dem Wunsch, ein wenig das Fenster zu öffnen, begann sie mit Robert zu plaudern. Sie kannte jede Biegung des Flusses, jedes Städtchen am Rhein, wusste Bescheid über die Weine, die an den sonnenbeschienenen Rebhängen heranreiften, über den Charakter der Bewohner, die Schleppschiffe, die Brücken. Robert musste sich nicht anstrengen, ein geschliffenes Hochdeutsch zu sprechen. Sie redete wie ein Wasserfall, nicht ohne ihren Blick nach allen Seiten schweifen zu lassen und genau festzustellen, wer sie beachtete und von welcher Seite sie bewundert wurde.

In kurzer Zeit erfuhr Robert, welche Bedeutung ihr Mann innehatte, was er neben seinem Amt als Consul unternahm und wie ihr Haus, das sie in die Ehe gebracht hatte, einen gar hübschen Anblick bot. Ihre zwei Kinder, ein Bub und ein Mädchen seien noch nicht in der Schule und vorzüglich betreut, wenn sie auf Reisen ging, was des öftern vorkomme.

Nach dem schwarzen Kaffee fühlte sich Robert von diesem Redeschwall genügend begossen, hatte Lust, gemächlich eine Pfeife zu rauchen, was er in der Nähe dieser Schönheit nicht wagte. Er verabschiedete sich höflich und suchte sein Abteil auf, dort glitt auch die schöne Landschaft vorüber, nur etwas ruhiger. Er hatte Zeit, die wirkungsvolle Dame mit seiner Freundin Rita zu vergleichen. Ihr bescheidenes Wesen, ihr einfaches Benehmen und ihre Freude an der Musik, den Bergen und den Büchern. Diese wohltuenden Gedanken ergötzten ihn, bis die Landschaft in ein Gewirr von Fabriken und Häusern verwandelt wurde, dann schlummerte er ein und verschlief das hässliche Ruhrgebiet.

Am späten Abend rollte der Zug im Rotterdamer Bahnhof ein. Im Taxi fuhr er zum Hotel, fühlte sich aber noch zu munter, und schlenderte den Grachten nach, ein Bild, das er in seinem Leben noch nie gesehen hatte. Breite Wasserstrasse inmitten der Stadt, Schleppkähne, zutraulich an die vielen Pfähle gelehnt, Motorboote, die im Zickzackkurs herumschwänzelten und hellbeleuchtete Restaurants mit weissgedeckten Tischen unter freiem Himmel. Er trank holländisches, schäumendes Bier, knapperte an langen Salzstangen und wäre gerne länger auf diesem Bummel durch die fremde Stadt geblieben, wenn ihn nicht der morgige Tag mit dem wichtigen Besuch geplagt hätte. Er suchte den Weg zum Hotel wiederzufinden, wurde von schöneren und weniger schönen Frauenzimmern verschiedener Hautfarbe angesprochen und eingeladen, war glücklich, die Hoteltreppe hinaufzusteigen und in sein Bett zu sinken, wenn ihn schon der Lärm dieser nie ruhenden Stadt belästigte.

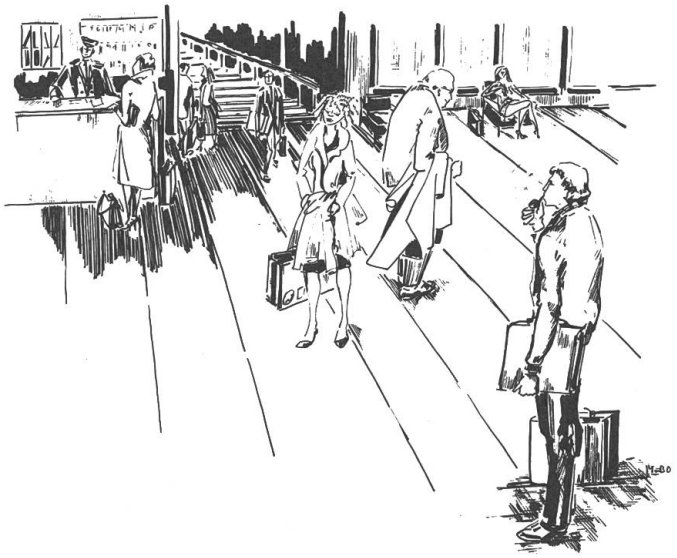
Am andern Morgen zeigte sich Rotterdam in den schönsten Farben. Robert frühstückte gemütlich an einem Tisch an der Sonne und schaute dem Schiffsverkehr mitten in der Stadt zu. Motornauen schleppten Kisten herbei, Container, Waren, Netzen und Blacken. Andere kamen mit Blumen, Schiffe voll Blumen, welche Pracht! Da tuckerte ein grosser Nauen mit Gemüse daher, hübsch geordnet in Streifen, zwei Meter Blumenkohl, zwei Meter Kartoffeln, 50 cm Radieschen, so war das Schiff bis an den Rand gefüllt. Ein rufender Mann stand am Bug, gab seine Zeichen für den Steuermann, denn es erforderte geschicktes Ausweichen und Einbiegen in dem belebten Kanal.

«Komme, was kommen mag», dachte Robert, «diese Freude lasse ich mir nicht

nehmen.» Er war nicht gewappnet auf ein echt Holländisches Frühstück. Was der Kellner alles herbeischleppte, Kaffee, und was für ein Kaffee, Schinken, Wurst aller Sorten, Gurken und Paprika, Braten in hauchdünnen Schnitten und zuletzt noch Schnaps mit einer Kirsche zu unterst im Glas. Robert schaute auf die sich stets vermehrenden Platten, die für ihn allein herzugetragen wurden und rüstete sich wacker auf das bevorstehende Abenteuer, das Geschäft in der Stadt besuchen, die Transfer AG, die 100 Motoren bestellt hatte. Mit Hilfe des Stadtplans suchte er diese Firma. Der Hotelportier hatte ihm wohl die Richtung angegeben, nun aber kam er in ein geradezu düsteres Gebiet, schmutzige Häuserfronten, schiefe Türen, lange Fabrikgebäude, spielende Kinder auf der Strasse, Buben ohne Hosen, Mädchen mit zerzausten Haaren. Dann schritt er weiter, suchte die Hausnummern ab, lief an dem Block vorbei und wieder zurück, bis er unter fünf russigen Schildern den Namen entdeckte, den er suchte. Ein dunkler Gang, eine steile Stiege führte ihn in den ersten Stock hinauf. Büros mit holländischen Namen und endlich «Transfer AG, Direktion.»

Er trat ein und sah sich einer ziemlich beleibten, älteren Dame gegenüber, die eine Zeitschrift durchblätterte. Auf ihre Frage, wen er zu sprechen wünsche, erhielt er den Bescheid, der Chef komme meist so gegen 9 Uhr, ob er warten wolle. Robert setzte sich auf einen hochlehnigen Stuhl und betrachtete die Bilder an der Wand, Schiffe auf hoher See, Frachtschiffe, Luxusdampfer und Schlepper.

Die Frauensperson befasst sich derweil mit ihren Fingernägeln. Um ihre Schreibmaschine herum liegen verschiedene Utensilien für diese Beschäftigung. Nach einer Weile, er kann sich nicht mit ihr unterhalten, sie spricht nur holländisch, erhebt sie sich, packt eilig die Instrumente in ihre Handtasche, geht zur andern Türe und ruft dort hinein: «Ein Herr aus der Schweiz ist da.»

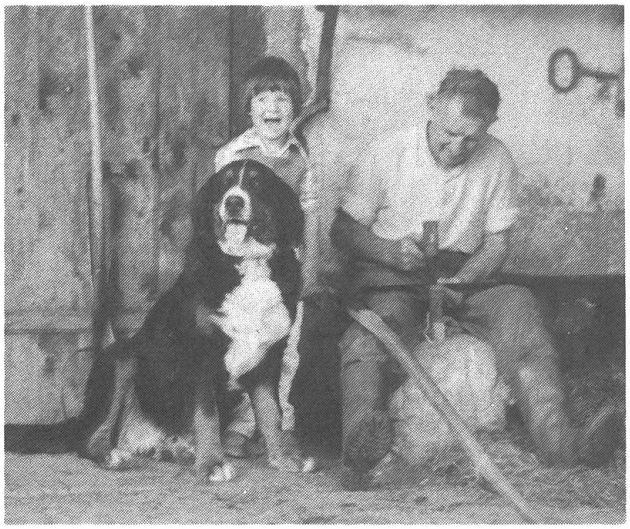


Robert trat in die grossstädtische Hotelhalle und betrachtete die fremdländischen Gäste

Nun sieht Robert durch die halboffene Türe einen Herrn mittleren Alters mit einem kurzgeschnittenen Bart, der schnell in einen Blazer schlüpft, auf ihn zukommt und ihn in deutscher Sprache auffordert, einzutreten. Robert reicht ihm die Visitenkarte von Vaters Geschäft. «Aha, Sie kommen wegen den Motoren. Ja, ich brauche sie für die Dritte Welt. Ihre Motoren sind sehr sparsam. Wissen Sie, in Afrika und auch in Indien, und was da so gegen China zu liegt, das sind meist arme Leute, denen ist jeder Liter Treibstoff zuviel. Ich habe den Motor bei einer befreundeten Firma in Belgien entdeckt. Ich nehme an, es ist Ihr Vater, der diesen Motor auf den Markt bringt. Erstaunlich, wie wenig Treibstoff, . . . ich meine,

der Erfinder muss geradezu ein Genie sein, wenn man die Konkurrenz der Grossen in Betracht zieht . . . »

Der Herr Direktor putzte umständlich seine Brille. Da Robert den Redestrom unterbrechen wollte, fuhr jener fort:«Sie müssen entschuldigen, wir sind am Zügeln. Wir ziehen um. Mein Compagnion ist bereits mit seinem Büro ausgezogen. Die Räume sind bezugsbereit, eine ganze Flucht von Büroräumen am Maashafen. Wissen Sie, wir haben viel zu verschiffen, da muss man in der Nähe sein. Heutigentags, mit den Dokarbeitern hat man seine liebe Not. Gangster sind das, Ausbeuter, Briganten, Piraten!» Plötzlich änderte er die Tonart, schaute Robert mit scharfem Blick an: «Darf ich fragen, was führt Sie eigentlich hierher? Eine Reise nach Rotterdam ist wahrlich auch für einen Schweizer kein Pappenstiel, sind Sie mit dem Flugzeug gekommen?» «Ich komme wegen den Finanzen», sagte Robert und wich dem starren Blick keineswegs aus, «wir sind ein bescheidenes Unternehmen, wir können grosse Verluste nicht verkraften. Es ist üblich, bei einer so grossen Bestellung ein Drittel bei der Auftragserteilung zu bezahlen, wir brauchen die Hälfte, müssen fast zwei Drittel Bestandteile von auswärts beziehen und diese bezahlen.»



Scheuber Gottliebe Walter tängeled forum Gade i dr Betti

Nun begann das Feilschen. Von Checks wurde gesprochen, von Wechseln von Bankgarantien. Robert liess sich nicht irreführen, zeigte, dass er in diesen Dingen beschlagen war. Es machte ihm Spass, mit diesem aalglatten Herrn nach Schwingerart einen Hosenlupf zu machen und erfuhr dabei, dass es mit den Finanzen des Herrn Direktor nicht weit her sei. Schliesslich einigten sie sich auf einen Kompromiss. Der Herr Direktor geriet ins Schwitzen, fuhr sich mit dem Taschentuch, das auch nicht mehr ganz sauber war, mehrmals über die Stirne und erhob sich dann mit bittersüsser Miene, um Robert bei der dicklichen Dame vorbei hinauszubegleiten.

Beim Abstieg über die stotzige Stiege schaute Robert auf seine Uhr und sah, dass das Gespräch viel Zeit in Anspruch genommen und dass sein Zug, den er benützen wollte, längst den Bahnhof verlassen hatte. Dann fahre ich eben mit dem Nachtexpress, dachte er und blieb in der Gasse mit den düsteren Häusern stehen, schlenderte gemächlich weiter, vermeintlich in der Richtung auf sein Hotel zu. Aber in dieser Riesenstadt konnte man sich nicht nach dem Kirchenturm orientieren wie zuhause. Er schritt in den verwinkelten Strassen wacker aus und kam schliesslich an den Hafen.

Das war ein Betrieb, so etwas hatte er wahrlich noch nie gesehen. Kolonnen von Lastwagen brachten Güter herbei, Schiffe aller Grössen, mächtige Kolosse und niedere Lastschiffe säumten das Ufer, riesige Krane drehten sich mit schweren Lasten in der Luft.

Vor einer Hafenkneipe fand er einen unbesetzten Tisch, notierte sich zuerst die Ergebnisse seiner Verhandlung, nahm dann aus der Brusttasche ein Briefböglein, das er von zuhause mitgenommen hatte und schrieb, angesichts dieses tollen Treibens, mitten unter den rauhen Seebären, die sich einen Schnaps genehmigten und in allen Sprachen redeten, fluchten und schrieen, in aller Seelenruhe, schäumendes, holländisches Bier vor sich, einen langen Brief.

Vor dem gestrengen Richter

Am gleichen Tag, schon rechtzeitig am Morgen, suchte Rita unter den vielen staatlichen Gebäuden des Hauptortes eine Anschrift: «Gerichtspräsidium». Sie trug ein leichtes, hübsches Kleid, über und über mit Blumen besät, ihre wallenden, dunklen Haare fielen offen auf

die Schultern und über den Rücken hinab. Helle Seidenstrümpfe, nette Spangenschuhe und eine selbstgewobene Anhängertasche, das Bild eines jungen, selbstständigen Mädchens, das sich auf einem Ferienbummel das Dorf mit den altehrwürdigen Gebäuden besichtigt.

Mit forschem Schritt trat sie in das Haus und stieg die Holztreppe hinauf, klopfte an die Türe mit der Aufschrift: «Anmeldung». Ein zierliches Fräulein mit Stupsnäschen und einer Brille, eifrig auf einer Schreibmaschine klappernd, begrüsste sie und fragte nach ihrem Begehr. «Ich möchte den Herrn Gerichtspräsidenten persönlich in einer sehr diskreten Angelegenheit sprechen», flüsterte Rita. «Sie haben Glück», sagte das Fräulein freundlich, «in einer Stunde ist eine Sitzung anberaumt, dann ist er den ganzen Vormittag besetzt. Ich will fragen, ob er Sie empfangen kann.» Sie huschte mit leichten Schritten zur Türe, schloss sie hinter sich und kam bald zurück mit dem Bescheid, sie möchte eintreten.

Ein grosses, helles Zimmer tat sich vor ihr auf, in respektvoller Entfernung einige Stühle vor einem mächtigen Pult, das von Akten überfüllt war. Hinter diesem Berg von Briefschaften sass ein Herr mit Glatze und Hornbrille, imposant anzusehen in seinem dunklen Anzug und den breiten Schultern, ein vielbeschäftigter Herr. «Sie wünschen, bitte nehmen Sie Platz», und deutete auf einen Stuhl. Rita war nicht willens, ihr Geheimnis laut herauszurufen. Sie schob den Sessel näher ans Pult und begann: «Herr Gerichtspräsident, ich will Sie nicht lange in Anspruch nehmen. Ich komme in einer persönlichen Gewissensangelegenheit.» Diese Worte, frisch und munter gesprochen, zauberten ein gnädiges Lächeln auf das Gesicht des ergrauten Herrn, aber seine Lippen öffneten sich nur zu einem kurzen: «Bitte!»

Eine ältere Dame sass hinter dem Pult und schaute mit misstrauischen Augen auf den Besucher

Unerschrocken und mit fester Stimme erzählte Rita von dem Bergunfall und dass der Verunglückte an inneren Blutungen schon am Dienstag gestorben sei. Sie habe durch die Krankenschwester erfahren, dass der Patient dringend nach ihr verlangt und auch die genauen Angaben über den Gerichtsfall bekannt gegeben habe. Nach der Meinung des Verstorbenen sei der Betroffene, wegen seinem falschen Zeugnis, zu Unrecht verurteilt worden. «Ich habe mit Schrecken vernommen, dass diese Gerichtsverhandlung schon über ein Jahr zurückliegt und kann mir vorstellen, dass es für Sie nicht leicht ist, den Fall wieder aufzurollen», meinte Rita ängstlich, «mich bedrückt dieses Urteil furchtbar. Ich sehe den Unglücklichen in seiner Gefängniszelle. Ich schrecke in der Nacht auf und will ihm helfen. Ich habe

auch die Gewissensnot des Bergsteigers miterlebt, der nicht sterben wollte, bevor dieses Unrecht gutgemacht ist, und der nun in der Ewigkeit darauf wartet, dass ich alles unternehme, um ihm den Seelenfrieden zu erlangen. Verstehen Sie mich, Herr Gerichtspräsident, begreifen Sie, dass dies für mich eine entsetzliche Qual ist.»

Der Gerichtspräsident betrachtete das Schriftstück, das ihm Rita über den Aktenberg hinübergereicht hatte, schaute endlich auf und sagte freundlich: «Ich erinnere mich gut an dieses Urteil, habe es jedoch nicht so genau im Kopf, dass ich Ihnen jetzt Bescheid geben könnte oder dürfte. Ich muss jetzt ins Gericht gehen. Ich lasse mir die Akten geben und werde Ihnen wieder berichten. Lassen Sie mir Ihre Adresse zurück. Ich bedaure, einen andern Bescheid kann ich Ihnen für den Moment nicht geben.»

Mit flehender Stimme bat Rita: «Lassen Sie mich nicht zu lange warten, Herr Gerichtspräsident, in meiner Qual. Ich bin Lehrerin, kann meine Klasse nicht oft allein lassen und herreisen. Seien Sie so lieb und geben Sie mir recht bald einen Trost.»

Der Herr erhob sich mit strenger Miene, und als ob er sich einen Augenblick besinnen wollte, bevor er ihr die Hand zum Abschied bot, sprach er in freundlichem Ton, mit Wärme in der Stimme wie ein Vater: «Kommen Sie um fünf Uhr wieder zu mir. Ich werde es der Sekretärin sagen, dass ich Sie erwarte. Ich will schauen, was ich für Sie tun kann.»

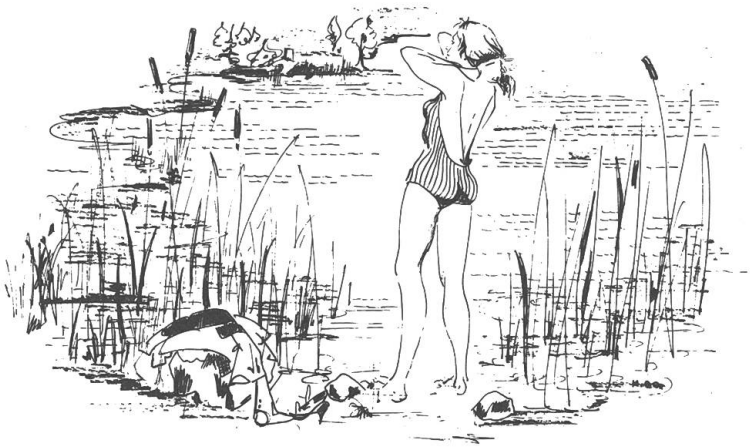
Der herzliche Dank kam so freudig von Ritas Lippen, so unendlich erleichtert bot sie ihm ihre schmiegsame Hand, und mit beschwingtem Schritt verliess sie den Raum. Sie hätte das Fräulein mitsamt ihrer Schreibmaschine umarmen können und alle, die ihr auf der Strasse begegneten. Sie ging wie im Traum über den Platz, sah vor sich die Kirchentreppe, stieg hinauf, betrat den feierlichen Raum, kniete in der letzten Bank hin und legte ihren Mut und das Elend des Gefangenen in die Hände des barmherzigen Gottes.

Auf der Kirchentreppe ihre Uhr betrachtend, wusste sie nicht, was mit der vielen Zeit anfangen, bis sie wieder vor den Richter treten konnte. Heimfahren wollte sie nicht, zum Mittagessen in einen Gasthof unter viele fremde Leute gehen, passte auch nicht zu ihrer Stimmung, also fuhr sie mit ihrem kleinen Fiat auf gut Glück in die Natur hinaus. Sie suchte einen stillen Waldweg, die Sonne brannte erbarmungslos auf die Strasse. Da sah sie den See, und schon war ihr Entschluss gefasst. Ein kühles Bad, befreiendes Schwimmen, tummeln im Wasser wollte sie und auf die Besprechung am Abend fit sein.

Pünktlich und ein wenig tatterig trat sie in den Vorraum des Gerichtspräsidenten. Das Fräulein, immer noch freundlich und liebenswürdig, bat sie Platz zu nehmen und zu warten, es sei eben ein Herr zu einer Besprechung gekommen, es werde wahrscheinlich nicht zu lange dauern. Nach einer Viertelstunde brachte ihr das Fräulein eine Zeitschrift zum Zeitvertreib. Sie blätterte darin ohne Interesse. Eine weitere halbe Stunde schlich dahin. Rita sah mit Kummer, dass die Sekretärin aufzuräumen begann, und der Zeiger der Uhr bedrohlich weiterglitt, auf die Stunde des offiziellen Büroschlusses zu. Noch kurz vorher kam der Herr durch die Türe und eine feste Stimme rief: «Ist Fräulein Rita hier. Sie soll hereinkommen.»

Nach kurzer Begrüssung öffnete der Gerichtspräsident einen Stoss Akten und sagte ernst: «Sie haben mir mit Ihrer Herzensangst einen Nachmittag gestohlen. Ich habe die Verhandlungen noch einmal genau durchstudiert, die Ereignisse im Gerichtssaal und was sich nachher noch zutrug.» Rita versuchte eine Entschuldigung anzubringen und wie es ihr leid tue. Aber der mächtige Herr fuhr fort und fasste sie genau ins Auge: «Ich kann Ihnen auf Grund der Tatsachen und vor meinem Gewissen verpflichtlich sagen, Ihre Angst ist unbegründet. Die Aussagen des Zeugen, der so unglücklich in den Bergen abstürtzte, waren nicht ausschlaggebend. Andere Zeugnisse haben zur Verurteilung geführt. Und damit Sie vollständig beruhigt sind. Der Verbrecher hat nachträglich ein umfassendes Geständnis abgelegt.» Dies sprach er im Ton des strengen Richters, und nun mit einem freundlichen Lächeln: «Jetzt können Sie wieder ruhig schlafen, Fräulein Rita, ich habe mich gefreut, Sie kennen zu lernen. Führen Sie Ihre Schule mit der selben Gewissenhaftigkeit, dann ist die Erziehung unserer Jugend in guten Händen. Ich wünsche Ihnen einen schönen Abend. Ich sage nicht auf Wiedersehen. Leben Sie wohl!»

Unendlich erleichtert dankte sie ihm stürmisch, nestelte aus ihrer Tasche den Geldbeutel hervor und fragte nach der Höhe ihrer Schuld. Der Richter legte beschwichtigend seine Hand auf ihre zappeligen Finger und meinte: «Bestimmen Sie selbst, geben Sie das Geld für arme Kinder in Polen. Ich bin auch froh, dass sich das Urteil einwandfrei beweisen lässt. Sie haben mir Angst gemacht, Fräulein. Nun wollen wir beide einen zufriedenen Feierabend geniessen.»



Ein kühles Bad und befreiendes Schwimmen, bevor Rita nochmals vor dem Richter erscheinen musste

Wie der Vater wütet, der Sohn davonschleicht und eine verschwiegene Unterkunft findet

Nach seiner Rückkehr von Rotterdam fand Robert seinen Vater nicht in bester Laune. Er hörte von einem Streit mit einem Arbeiter, der anscheinlich an der Drehbank einen Schaden angerichtet hatte. Fluchte über den Abwart, der mit der Mähmaschine im Tempo einer hundertjährigen Schnecke den Rasen mähte. Dabei war dieses Supermodell einer Maschine vom Vater selbst konstruiert, aus seiner Erfinderwerkstatt mit einem Motor ausgestattet, der das Doppelte zu leisten imstande war. Darauf trat Xaver ins Büro und bellte seinen Sohn an: «Wie ich sehe, hast du die Bestellungen für die hundert Motoren noch nicht aufgegeben. Willst du eigentlich weiterfaulenzen. Letzte Woche deinen nichtsnutzigen Bummel ans Meer, und bis jetzt hast du noch nichts geleistet. Zum Telefonieren, Ordner herumtragen und Durchschnüffeln kann ich auch eine billigere Kraft anstellen. Jetzt setz dich hin und gib die Bestellungen auf, das ist der grösste Auftrag meines Lebens, den lasse ich nicht von deiner verdammten Verschleppungstaktik in die Binsen gehen.» «Vater» sagte Robert ruhig, «ich bestelle nichts für diesen Auftrag. Ich habe dir schon gesagt, das ist ein faules Ei. Heute habe ich die Bestätigung erhalten, die Transfer AG ist eine Schwindelfirma und will dich übers Ohr hauen.»

Nun kannte Xavers Zorn keine Grenzen mehr. Dieser Auftrag hatte ihn vom Ausbau seines Unternehmens träumen lassen. Seit vielen Tagen und Nächten befasste er sich ohne Ruhe und Schlaf mit diesen hundert Motoren, vergrub sich in seine Erfinderklause, kam nicht oder viel zu spät zum Essen, prüfte Materialproben und telefonierte nach allen Seiten. Seine Nerven waren zum Zerreissen angespannt. «Noch ein Wort und die Hand rutscht mir aus», schrie er, «du Lausbub, bringst mich noch ins Grab. Ich habe das Geschäft aus kleinen Anfängen aufgebaut. Bin nicht angewiesen auf deine Erkundigungen und Bedenken. Mit Zaudern und Überlegen wird nichts geschafft. Das Gespür muss man haben. Ich habe das

richtige Gespür, das habe ich bewiesen. Wo wären meine Patente, wenn ich nichts gewagt hätte? Ich lasse mir von dir nicht kommandieren! Hier befehle ich und wenn es dir nicht passt, kannst du gehen, wo der Pfeffer wächst!»

«Schrei nicht, Vater», wollte ihn Robert beruhigen, «wir können in Ruhe darüber reden, aber die Bestellungen werden nicht von meiner Hand aufgegeben.»

Jetzt wurde Xaver von seinem Zorn vollständig übermannt: «Dann hau ab!» rief er, ballte die Fäuste und schlug wild um sich, «such dir anderswo deine Suppe, du Lump, hier hast du nichts mehr zu suchen. Jetzt gleich auf der Stelle, raus aus der Bude, kannst froh sein, wenn ich dir nicht noch die Nase einschlage. Ich warne dich, geh!» Robert konnte sich nur mühsam beherrschen. Er nahm scheinbar ruhig seinen Füllfederhalter vom Pult, steckte ihn ein, machte kehrt und schritt langsam mit glühendem Kopf aus dem Büro. Draussen vor der Fabrik, beim Durchqueren des Rasens, hörte er noch den Vater toben und lärmen.

Gemessenen Schrittes ging er auf den Gasthof zu, trat in die Wirtsstube und bestellte einen Schnaps. Dort blieb er bei dem Gläschen sitzen, bis sich die Wut, das Aufbäumen in ihm etwas beruhigte. Er dachte an Heinerli, der jetzt keinen Beschützter mehr hatte, an sein Zimmer, das er in Unordnung verlassen, an Rita, die er seit Rotterdam nicht mehr gesehen hatte und von der er nicht wusste, wie sie seinen Brief aufgenommen. Der Schnaps rumorte in seinem Magen, aber sein Blut wallte noch viel heftiger in den Adern, in seinem Kopf.

Ich kann nicht fortgehen, ohne von Rita Abschied zu nehmen, dachte er. In einer Stunde wird sie aus der Schule kommen. Ich warte ihr auf dem Weg. Nicht eben lustig marschierte der junge Mann durch das Dorf. Er sah die Leute nicht, die an ihm vorübergingen, hörte ihr Grüssen nicht. Gesenkten Hauptes und ohne Eile schritt er den Weg hinauf, der zu Ritas Wohnung führte und stand unvermutet vor dem Haus, das mit dem Gebüsch und den Gartenbäumen, den blanken Fenstern und den weissen Vorhängen einen Anblick glücklichen Friedens bot. Er sah den Hausbesitzer, einen ehemaligen Professor an der Kantonsschule, mit der Baumschere die Rosen schneiden und schaute ihm versonnen zu. Der alte Mann in seinen zerknitterten Hosen, das Hemd offen und einen breitrandigen Strohhut auf den strubbeligen, grauen Haaren, grüsste ihn und begann ein Gespräch.

Dem klugen Mann entging nicht, dass sich Robert in einer kaum beherrschten Aufregung befand. «Sie kommen nicht zu mir», bemerkte er so nebenbei. «Sie wollen wahrscheinlich Fräulein Rita einen Besuch machen. Sie kommt meistens über Mittag heim. In einer kurzen Stunde wird sie hier sein. Gehen wir doch derweil in meine Stube. Ich lade Sie zu einem erfrischenden Trunk ein.» Dieses Angebot war Robert willkommen, konnte er doch auf diese Weise den neugierigen Blicken der Nachbarinnen entweichen. Sie gingen ins Haus und in die breitfensterige grosse Stube mit der schönen Aussicht in die Berge. «Mein Name ist Ulrich», hörte Robert ihn sprechen, «ich wohne allein hier, seit meine liebe Frau nach langem Leiden den Tod gefunden hat. Das heisst, im Untergeschoss ist Fräulein Rita eingemietet. Ich bin froh um sie. Es atmet doch noch ein Mensch in meinem Haus, und sie ist ein liebes Fräulein, tut mir manchen Dienst, ist immer hilfsbereit.»

Unterdessen brachte er Kelchgläser und schenkte ein: «Ich trinke lieber ein gutes Glas Wein, als das farbige, modische Zeug. Ich habe hier eine angebrochene Flasche, das stört Sie doch nicht, der Wein ist sicher gut.» Sie liessen die Gläser klingen, aber Robert zwang sich sichtbar zu einem Lächeln und sank dann wieder in sein Schweigen zurück, rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her und konnte seine zappeligen Hände nicht stillhalten. An seiner Stelle ergriff Ulrich das Wort, fuhr sich durch die grauen Haare: «Ich habe in meinem Leben schon manche Aufregung erlebt. Immer wieder haben sich die Wellen gelegt und zurückblickend sind diese Stürme eher heilsam gewesen. Nur das Sterben meiner lieben Frau, das habe ich noch nicht überwunden. Sie fehlt mir beim Erwachen und in jeder Stunde des Tages und am Abend kommt erst recht die Trauer über mich. Scheinbar lebe ich hier glücklich in meinem Haus, habe noch viel Arbeit von früher zu erledigen und auch im Garten und was so anfällt. Aber das tapfer sein braucht viel Kraft. Am meisten beelendet mich, dass ich meiner Frau nichts mehr zu lieb

tun kann. Sie sind ein junger Mann. Sie werden einmal eine Familie gründen, eine Frau haben und Kinder. Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben kann, nützen Sie die Zeit, seien Sie lieb mit Ihrer Frau und den Kindern. Wenn es zu spät ist, überfällt Sie der Jammer, der Ihnen Tag und Nacht auf der Seele liegt.»

«Noch habe ich keine Frau», sagte Robert mit bedrückter Stimme, «und wie es heute aussieht, muss ich noch lange auf dieses Glück warten.» «Trinken Sie noch einen Schluck», forderte ihn Ulrich auf, «der Wein hat die Gabe, Sorgen zu brechen und das Gemüt zu erheitern, wenn er weise getrunken wird. Sie sollen die Gaben Gottes, die uns im Leben aufhelfen, benützen. Ein junger Mann hat kein Recht, in die Trübsal zu versinken. Bruder Klaus hat gesagt: 'Wenn uns ein Schlag zu Boden wirft, soll man sogleich wieder aufstehen'. Bruder Klaus war ein weiser Mann und durch manche bittere Erfahrung geschritten.»

Von einer würzigen Suppe und einem saftigen Kuss

Wenn der gute Ulrich glaubte, er könne den jungen Mann zum Reden bringen, wurde er enttäuscht. Robert sass am Tisch und starrte vor sich hin, nur nach einer Weile griff er in seine Rocktasche, holte Tabak und seine Pfeife hervor, stopfte sie umständlich und bedächtig. Trotz aller Ungeduld hörte er gerne auf des grauen Mannes kluge Reden, sprang aber sofort auf, da Ulrich auf die Strasse hinunter zeigte: «Jetzt kommt die Lehrerin mit ihrem kleinen Wagen. Immer rassig nimmt sie die Kurve, im Winter muss sie dann schon vorsichtiger . . .» Robert liess ihn nicht ausreden, dankte ihm herzlich für die Einladung, liess das Glas halbvoll stehen und stürmte hinaus.

Deltafliegen ist heute zu einem weitverbreiteten Volkssport geworden. Es muss ein erhebendes Gefühl sein, all die Gefahren auf sich zu nehmen und frei durch die Lüfte zu segeln.

Mit einem Ruck brachte das Mädchen den Wagen auf dem Vorplatz zum Stehen, wollte eben aussteigen, da sah sie Robert unter der Haustüre und hielt vor Staunen inne. Er trat hinzu und sagte: «Ich wollte dich fragen, ob ich schnell bei dir hineinschauen kann.» «Woher kommst du? Was führt dich hierher?» und da sie seiner ernsten Miene gewahr wurde, «was ist geschehen, komm!» Sie hüpfte behend voraus, die Gartentreppe hinunter, öffnete die Türe zu ihrer Wohnung und meinte: «Du kannst mir beim Kochen zuschauen. Beachte bitte meine Unordnung nicht, übrigens», sie zeigte auf den Tisch, «liegt da eine Antwort auf deinen Brief von Rotterdam, sieben Mal angefangen und zerrissen und immer noch nicht abgesandt. Kannst ihn lesen, wenn du willst. Ich gehe derweil in die Küche.»

Der untere Teil Nidwaldens in der Winterpracht

Robert stellte sich ihr in den Weg. «Ich weiss, es ist eine Frechheit, aber ich möchte dich fragen, kann ich bis zum Abend hierbleiben?» Nun setzte sich Rita entgeistert auf ihren Couch, und Robert begann zu berichten, dass er von zu Hause fortgejagt worden sei. Zuerst stehend, dann zog er einen Stuhl in die Nähe und erzählte, was sich an diesem Morgen im Büro der Fabrik zugetragen hatte, wie die Angestellten und auch die Mitarbeiter im Betrieb die lauten Worte seines Vaters gehört hätten, das Schreien und Schimpfen. Und dass er ohne noch heimzugehen, fortgelaufen sei.

Vom Schrecken gelähmt, hörte sie ihm zu, bis seine Sprache stockte. Dann stellte sie die Frage: «Und du kommst zu mir, warum?» Robert zögerte, suchte Worte: «Weil ich zuerst mit dir reden wollte. Vorläufig will ich mich nur bei dir verstecken. Wenn der Vater wieder zur Vernunft kommt, das weiss ich, holt er mich zurück. Er kann allein nicht durchkommen. Er findet sich nicht zurecht mit dem Bürokram, wie er sagt. Er braucht mich. Er ist imstand, die Polizei aufzubieten, die Gegend abzusuchen und einen Riesenskandal zu entfesseln.» «Ich glaube», fiel ihm Rita ins Wort, «du, vor allem du musst zuerst zur Vernunft kommen und bei leerem Magen ist das wohl nicht so leicht. Ich koche jetzt für uns eine Suppe, will schauen, was ich noch im Kühlschrank habe, Brot habe ich genug für zwei, dann können wir darüber reden, aber um halb Zwei muss ich wieder in der Schule sein, das ist wenig Zeit, um diese Entscheidung, bei der es um dein Leben geht, zu treffen. Bleib jetzt sitzen. Ich muss zuerst meine Gedanken ordnen. Ich kann dich in meiner engen Küche nicht brauchen.»

Aber Robert litt es nicht auf seinem Stuhl. Er musste neben dem kleinen Herd stehen und ihr zuschauen, wie sie flink mit den Pfannen hantierte und in kurzer Zeit ein Mittagessen

hervorzauberte. Sie gab ihm Teller und Besteck in die Hände und hiess ihn den Tisch abräumen und decken. Dort fand er den Brief und vergass darob für kurze Zeit sein Elend.

Die Suppe verbreitete einen würzigen Duft, dann kam ein Steak und eine Bratwurst auf den Tisch und Rita war der Ansicht, es sei nicht gut, während dem Essen schwere Probleme zu wälzen, das führe zu Magenverstimmungen. Wenn er ja ohnehin bis zum Abend hierbleiben wolle, fänden sie auch nachher noch Zeit zu ernsten Gesprächen. Also redete sie von der Schule, von Heinerli, der an diesem Morgen ausserordentlich brav und witzig gewesen sei, aber es gelang ihr nicht, Robert aufzuheitern. Im Gegenteil, sobald sie von Heinerli erzählte, trübte sich seine Miene und war kaum mehr zum Reden zu bringen. Plötzlich unterbrach sie ihr Geplauder und fragte:«Wieviel Geld hast du bei dir?» Er griff nach seinem Portemonnaie und zählte: «200, 240, 245 Franken und etwas Münz, das ist alles.» «Nicht gerade viel, um auf eine Weltreise zu gehen,» bemerkte Rita, «willst du nicht heimlich heute abend heimgehen und das Nötigste holen, deine Ausweise, eine bessere Kleidung und den Regenschirm, die sind heutigentags sündhaft teuer.» Er ging nicht auf den heiteren Ton ein, verbissen und zornig kamen die Worte von seinen Lippen: «Nein, ich will nicht riskieren, dass er mich erwischt und zurückhält. Ich will ohne Spur verschwinden und ihn in seinem Saft schmoren lassen. Das ist das einzige Mittel, um ihn zu ändern.» Rita versuchte diese Wut etwas zu mildern, aber dann schaute sie plötzlich auf die Uhr, sah, dass die Zeit schon weit vorgerückt war, sprang auf, gab ihm noch einige Anweisungen, bemerkte, dass der Herd glühte, griff nach ihrer Tasche und verschwand mit den Worten: «Also, auf Wiedersehen. Hoffentlich hast du bis dann Dampf abgelassen!» Er konnte ihr nur noch seinen herzlichen

Dank nachrufen und schon heulte der Motor auf.

Lange sass Robert vor seinem leeren Teller und starrte zum Fenster hinaus. Dann nahm er den Brief zur Hand, der in energischer, klarer Schrift geschrieben und an ihn gerichtet war. Beim Lesen und Wiederlesen hellten sich seine Züge auf. Er setzte sich unter die Leselampe in den einzigen bequemen Stuhl, immer noch den Brief vor den Augen, Zeile um Zeile wiederholend, dann schaute er um sich. Er sah die Kindermalereien an der Wand und ein Bild von einem Bauernhaus, das mit knobligen Buchstaben «Heinerli» angeschrieben war. Tränen traten ihm in die Augen. Aber er ermannte sich, schritt zum Tisch hinüber, trug die Teller hinaus und begann das Geschirr zu spülen und räumte auf.

Die Zeit schlich im Schneckentempo vorüber. Trübe Gedanken und solche voll Wut wechselten mit der Lust, das Schicksal tapfer in die Hand zu nehmen, das Glück zu zwingen. «Ich werde sie küssen, wenn sie zurückkommt», sagte er laut, als ob er sich damit Mut machen könnte, «wenn sie in die Stube kommt, werde ich sie umarmen und küssen, ob sie will oder nicht.»

Bevor er aber zur Tat schreiten konnte, im Moment, da Rita die Haustüre öffnete, verblüffte sie ihn mit der Frage: «Kannst du gärtnern? Mein Vater braucht dringend einen Gärtner. Er liegt mit einem Beinbruch im Bett und seine Rosen verwildern.» «Umgraben kann ich und Mist verteilen, meine Mutter selig hat nur Gemüse pflanzen dürfen, zur Not einige wenige Sträucher, die musste man nicht schneiden.» Rita warf ihre Mappe in die Ecke und sagte: «Ich habe einen Plan. In der Schule ist er mir eingefallen. Ich habe einen lamaschigen Unterricht erteilt heute Nachmittag, bin immer mit meinen Gedanken bei dir gewesen. Was? Aufgeräumt und das Geschirr gewaschen hast du, tüchtig und beschlagen im Haushalt bist du also auch. Ich entdecke neue Qualitäten, so hübsch hat meine Küche schon lange nicht mehr ausgesehen. Jetzt richte ich ein nettes Zabig. Ich habe Schinken mitgebracht und Gurken, knusperige Brötchen und etwas zum Trinken, setz dich, ich will derweil die Herrlichkeiten auspacken.»

Bald war sein Mund anderweitig beschäftigt, und der unerschütterlich fest vorgenommene Kuss löste sich in Rauch auf. In Rauch aus seiner Pfeife, die er nach dem Essen unablässig zwischen den Zähnen hielt. Denn auch er hatte seit dem Verschwinden Ritas nachgedacht, hin und her überlegt und sagte nun: «Ich muss ins Ausland. Im Herbst muss ich in den Wiederholungskurs einrücken, wenn ich nicht landesabwesend bin. Ich suche mir im Ausland eine Stelle, meine Zeugnisse vom Technikum sind gut, es wird mir nicht schwer fallen, Arbeit zu finden.»

«Und die Zeugnisse hast du natürlich in der Tasche und deinen Pass auch, dann hast du wohl auch dein Sparheft mitgenommen und den Rasierapparat», höhnte Rita, «gut ausgerüstet gehst du morgen ins Büro.» So versanken alle seine Pläne, und er sass so klug als wie zuvor am Tisch und haderte mit seinem Geschick. «Trübsinn ist ein schlechter Ratgeber», meinte Rita, den hängenden Kopf ihres Freundes betrachtend, «Wut und Hass sind auch nicht besser. Bald wird es Abend. Du kannst die Nacht über nicht hier bleiben. Du weisst nicht, was du unternehmen willst. Ich rede einmal mit meinem Vater.»

Sie griff zum Telefon, stellte die Nummer ein und sprach zuerst mit der Mutter, lieb und nett und geheimnisvoll, dann mit dem Patienten, fragte, wie es gehe, ob er starke Schmerzen habe, ob der Arzt zufrieden sei. Robert hörte zu und dachte, so sollte man mit dem Vater reden können, vertraut und freundschaftlich, das habe ich nie erlebt. Zu meiner Kinderzeit war er mit seiner Arbeit überlastet und dann begann schon bald der Kommandoton, wenn er überhaupt mit uns sprach.

Dann hörte er, wie Rita sprach: «Du, ich komme heute in der Nacht schnell heim, bringe dir eine Überraschung. Mein Zimmer ist doch frei, oder ist Vrenelis Freund da? Gut, ich werde dir alles erklären, abenteuerliche Dinge haben sich ereignet. Damit du nicht erschrickst, ich bringe einen Freund mit. Auf bald also und alles Gute, nimm nicht zuviele Medizinen, damit du dann noch wach bist. Auf Wiedersehen, du Lieber!»

Mit einer energischen Bewegung legte Rita den Hörer auf die Gabel und meinte: «So, das wäre in Ordnung. Jetzt muss ich noch mit dir ins Reine kommen. Die Schlachtordnung ist perfekt. Jetzt wird nicht mehr aus der Reihe getanzt. Bilde dir nichts ein, weil ich dich als

Das Oberhaus wurde 1714 nach dem Stanser Dorfbrand vom Landsäckelmeister Johann Laurentz Bünti gebaut. Sein Grossohn verkaufte es 1762 an Joh. M.F. Achermann. Er gestaltete das Haus in französischem Zeitgeschmack um, passte neue Fenster ein und liess sich vom Hafner Michael Leonti Küchler von Muri zwei Kachelöfen einbauen, die zu den besonderen Schmuckstücken des Hauses gehören. 1786 erstand Remigi von Deschwanden das Haus und nach dessen Tod übernahm es sein Sohn Johann Baptist, der Vater des Kunstmalers Paul von Deschwanden. Dieser berühmte Künstler richtete sich im Estrichsaal sein erstes Atelier ein. Durch die Deschwanden-Tochter Amalie kam es in die Familie Z'Rotz. 1958 erstand Ludwig Kayser das Haus von Frau Anna Blättler-Z'Rotz. Bald wurde die Renovation vorangetrieben, sodass es als erstes der Häuser ob dem Dorfplatz in altem Glanz erstrahlte.

meinen Freund bezeichnet habe. Wie soll ich sonst einen wildfremden Mann in mein elterliches Haus einführen, das war ein Kunstgriff, weiter nichts.» Die Vertrautheit aber, die ihnen bis zum Einnachten das Warten erleichterte, das Mitleid und Mitfühlen, das übermächtig aufkam, brachten es doch zustande, dass Robert seinen Kuss anbringen konnte und herzlich und lieb geküsst wurde.

Erst in der Nacht fuhr der kleine Fiat vom Haus am Ententeich fort, begann die lange Fahrt in die Stadt.

Von der Polizei gesucht

In der grossen Villa am Hang wusste niemand, dass der Sohn mit einem Fräulein auf der nahen Strasse vorüberfuhr. Dort herrschte Zorn und Angst. Schon beim Mittagessen, da Heinerli sich erkundigte, warum Roberts Platz leer blieb, bekam er eine schnauzige Antwort vom oberen Tisch. Da seine Mutter zu fragen wagte, ob sie für Robert das Essen an die Wärme stellen solle, bekam sie nur Bescheid: «Nein, ich habe ihn fortgeschickt.» Darauf legte Xaver Messer und Gabel hin, liess den Teller mit samt dem Braten stehen und eilte hinaus. Man hörte den Motor des grossen Wagens aufheulen und sah, wie er rückwärts und dann in die Kurve fuhr und hinter den Bäumen verschwand. Frau Sybill war sich gewohnt, bei solcher Schlechtwetterstimmung den Mund zu halten.

Heinerli kam von der Schule zurück und berichtete, Fräulein Rita habe diesen Nachmittag die Schere fallen lassen, eine Schachtel voll Farbstiften seien ihr entglitten und weit zerstreut auf dem Boden gelegen, dann sei ihr noch der Schwamm für die Wandtafel entsprungen und auf ihr Pult gefallen, die Hefte seien alle nass. Immer wieder fragte er nach Robert, befürchtete, die Erzählung der Gutnachtgeschichte könnte unterbleiben.

Zum Nachtessen kam Xaver nicht zurück, gab auch nicht Bescheid, er komme später. Ein kalter Wind fegte durch das Tal, als ob der Herbst Einzug halten wollte und brachte Regen, der an die Fenster trommelte. Schon früh legte Frau Sybill den Bub ins Bett, hörte noch eine Weile der Haushälterin zu, die über den alten Kochherd schimpfte und über einen rinnenden Hahnen. «Wenn man sich schon ständig vor dem Ausbruch eines Donnerwetters fürchten muss, sollte man das ewige Tropfen, das an den Nerven zehrt, abstellen. Aber hier im Haus wird ja alles im alten verlotterten Zustand belassen», meckerte sie und schloss die Türe unsanft hinter sich. Ein kalter Schauer lief Frau Sybill über den Rücken. Sie setzte sich ans Kamin und zündete ein Feuer an.

Das Spiel der Flammen, das Knistern und Knacken des Holzes beruhigte ihr Gemüt. Oft sass sie allein hier vor dem offenen Feuer und redete halblaut in das züngelnde Spiel hinein. «Ich bin ja selber schuld. Ich habe ihn lange genug gekannt, habe gesehen, wie er mit uns im Büro und mit seinen Leuten umging. Hätte doch ahnen können, dass er mit mir als Frau nicht anders verfahren würde. Wenn er nur auf den Heinerli Rücksicht nehmen wollte, auf den lieben Bub, den macht er auch noch kaputt mit seinem unbändigen Zorn, seiner Gewalttätigkeit. Immer soll man auf sein Genie, auf seinen Erfindergeist Rücksicht nehmen. Hätte ich doch Alfred geheiratet, den soliden, guten Handwerker, der jetzt mit seiner Familie in der Storchengasse wohnt, still und zufrieden. Aber ich war blind und geblendet.»

Solche Gedanken huschten ihr durch den Kopf, der zu früh graue Haare, zu früh eine durchfurchte Stirne zeigte. Leidvoll das Gemüt und ohne Mut für das Kommende sass sie in ihrem Stuhl und liess die Stunden verstreichen, bis sie hörte, wie die Haustüre zuschlug, Schritte auf der Treppe vernahm, die mächtige Gestalt auf sich zukommen sah. «Du hast noch Licht, du bist noch auf?» herrschte er sie an, «damit du es weisst, ich habe Robert zum Teufel gejagt. Er meint, er könne Vorschriften machen. Das fresse ich nicht. Von morgen an kannst du seine Arbeit übernehmen. Du weisst ja Bescheid, wirst in den paar Jahren nicht alles vergessen haben.» Um einer langen Diskussion auszuweichen, machte er kehrt und ging mit harten Schritten auf die Türe und auf das Schlafzimmer zu.

«Xaver, das wird doch nicht dein Ernst sein», rief sie hinter ihm her, «wer kann sich dann um den Heinerli kümmern. Du hast ja keine Ahnung.» Sie blieb auf dem Stuhl vor dem Feuer sitzen. Und da sie in der Nacht in ihrem Elend zu frösteln begann, legte sie noch

Das sogenannte Zelgerhaus am Stanser Rathausplatz gilt als eines der schönsten barocken Bürgerhäuser der Zentralschweiz. Es wurde anno 1715 nach dem Dorfbrand vom Dorfvogt Rudolf Zur Bluomen nach Plänen des Luzerner Stadtbaumeisters Josef Aeby erbaut. Die Fassaden beeindrucken durch ihre reiche Architekturmalerei. Im Innern sind zwei Räume von besonderer Bedeutung: im ersten Stock eine getäferte Stube mit Kassettendecke, im Obergeschoss eine Prunkstube mit reichhaltig eingelegtem Täfer aus den verschiedensten Holzarten.

ein paar Scheite auf die Glut, starrte in die Flamme, bis ein sanfter Schlaf sie in die Arme nahm.

Auch die beiden Flüchtenden fuhren in den Regen hinein, wurden aber deswegen nicht trübsinnig, im Gegenteil. Im Takt des Scheibenwischers, beim Summen des Motors lässt sich gut erzählen. Sie hatten ja so viel zu berichten, von ihrer Kinderzeit, von zuhause, von der Zeit am Technikum und im Seminar und von dem verunglückten Bergsteiger und dem strengen Richter, der sich als gütiger Vater entpuppte, und dann, wenn der Scheibenwischer nicht mehr vermochte klare Sicht zu verschaffen, mussten sie der Gefährlichkeit halber anhalten, im Wald eine Ausweichstelle suchen und sich in Geduld üben, längere Zeit warten, bis der Regen gesitteter auf das Blechdach trommelte. So war ihnen in aller Beklemmung eine glückliche Fahrt beschieden.

Für beide zu früh gelangten sie in die Stadt, durchfuhren die noch hell beleuchteten Strassen, schwenkten in die Gasse ein, wo Ritas väterliches Haus mit den zwei Schaufenstern stand. Sie stellten den Wagen in den Hinterhof neben das winzige Gärtchen. «Komm», flüsterte Rita, «in Stube und Kammer brennt noch Licht. Die Mutter hat auf uns gewartet.»

Sie suchte im Dunkeln umständlich nach dem Hausschlüssel. Mit Herzklopfen stand Robert neben ihr, ihm war nicht so recht wohl in seiner Haut. So spät in ein fremdes Haus einzudringen und um Zuflucht bitten, war für ihn eher ungewöhnlich. Hinter Rita stieg er die Treppe empor und sah dann die Mutter im Schein der Lampe, ein mildes, gütiges Gesicht, die Brille tief auf der Nase über eine Stickerei gebeugt. Dann leuchtete ein freundliches Lächeln auf, das ihrer Tochter galt. Einen kritischen Blick warf sie auf den späten Besucher und bot freundschaftlich beiden die Hand.

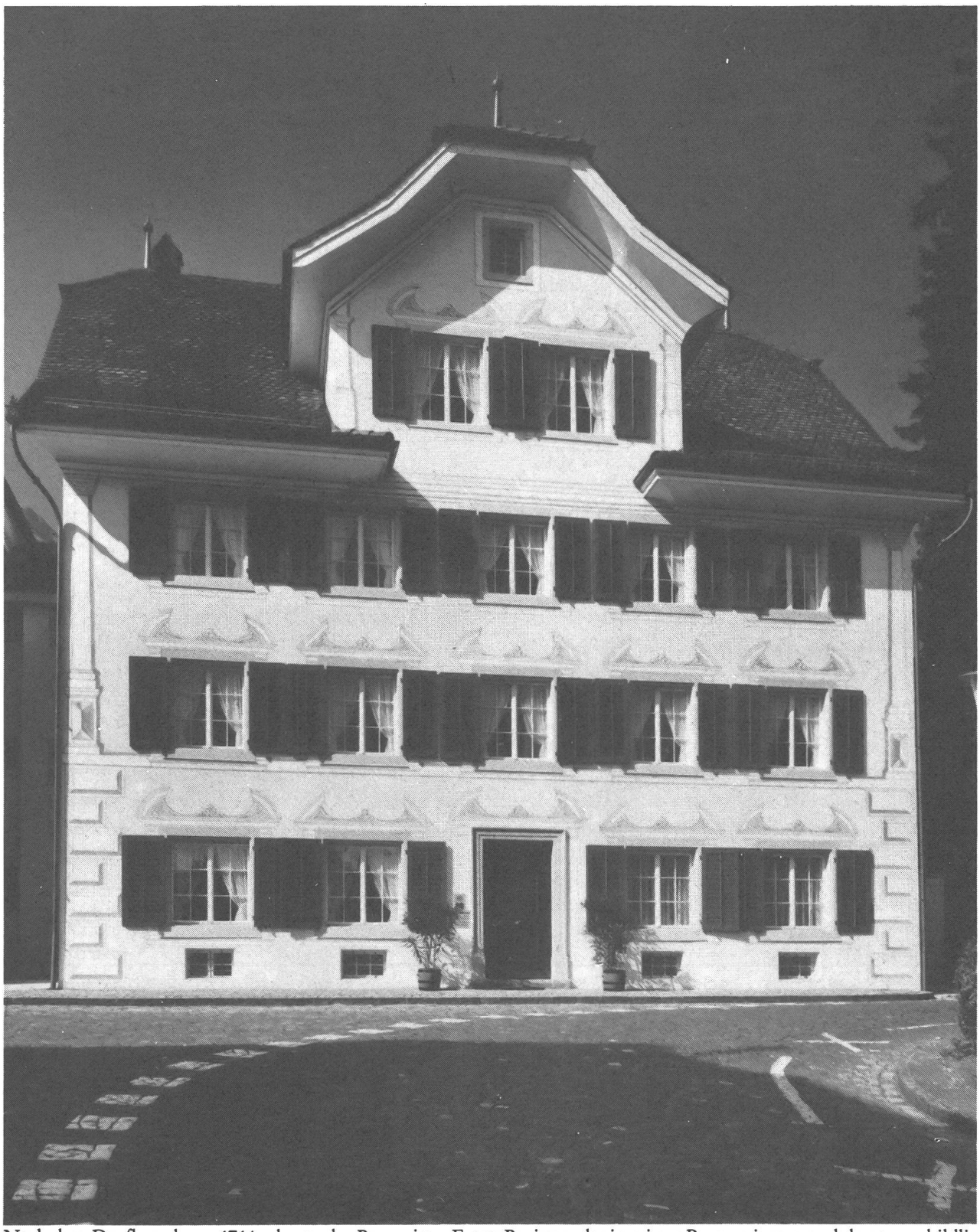
«Ist Vater noch wach?» fragte das Mädchen. «Freilich, er kann ja vor Schmerzen nicht schlafen», entgegnete die muntere Frau. «Können wir nicht zu ihm hinübergehen?» meinte Rita, «dann kann ich euch beiden erzählen. Ich brauche nämlich mindestens eine Stunde, um alles zu erklären.» Die Mutter schaute voll Liebe auf ihre grosse Tochter und gab mit einem Zwinkern ihr Einverständnis.

Für Vater Albert war es nicht ungewöhnlich, so spät noch Besuch zu bekommen. Seine Freunde kamen auch nach Feierabend zu ihm und schwatzten noch eine gute Weile. Aber Robert fand, es sei unschicklich, um diese Zeit in das elterliche Schlafzimmer einzudringen. Er blieb unter der Türe stehen und schaute zu, wie Rita den Vater mit herzlichen Küssen und voll Freude begrüsste, sodass er sie bitten musste, auf seine Schmerzen mehr Rücksicht zu nehmen. «Ich bringe dir einen Emigranten», begann Rita, «nimm ihn auf wie einen Thailänder oder Polen oder noch besser, wie ein Ferienkind aus einem hungernden Kriegsland. Ich trete ihm mein Zimmer ab, und ihr gebt ihm die Kost. Er hat 245 Franken und etwas Münz in der Tasche, seinen Tabak und die Pfeife und sonst nichts. Er ist ein ankehriger junger Mann und kann sich nützlich machen, das Geschirr abwaschen und die Küche aufräumen kann er auch sehr gut, sonst weiss ich nur, dass er ehrlich ist und anständig. Wahrscheinlich wird er von der Polizei gesucht. Ihr müsst ihn also gut verstecken.» Mit dieser Einleitung eröffnete die Tochter ihren Eltern die Beschreibung der Ereignisse und der näheren Zukunft.

Mutter Verena erschrak. Sie war für solche Abenteuer nicht zu begeistern. Weil aber den Frauen zugeteilt ist, in jeder Lage für das leibliche Wohl zu sorgen, und sie sah, wie der Vater mit trockenen Lippen in den Kissen lag, holte sie für ihn ein Glas Tee, brachte auch für Robert einen Stuhl und setzte sich auf ihr Bett.

Mehrmals versuchte der Vater den Redestrom seiner Tochter zu unterbrechen, bis er endlich seine Bedenken anbringen konnte: «Er muss selbstverständlich seine Schriften hier deponieren. In dieser Beziehung bin ich exakt. Ich habe schon ausländische Arbeiter eingestellt. Es kann wieder dazu kommen, ich will mir für diesen Fall nichts vermauern.»

«Schriften hat er vorläufig keine, und das braucht meines Wissens auch nicht am ersten Tag zu geschehen», meinte Rita, «vielleicht handelt es sich nur um ein paar Tage. Hauptsache ist, er darf von seinem Vater nicht gefunden werden, bis sich der Sturm etwas beruhigt hat. Ich kenne Roberts Vater, habe auch schon einen Strauss mit ihm ausgefochten. Er ist imstande tätlich zu werden, wenn ihn die Wut anfällt. Und übrigens muss ich jetzt zurückfahren, morgens um acht Uhr beginnt mein Unterricht.»



Nach dem Dorfbrand von 1714 erbaute der Baumeister Franz Businger das in seinen Proporzionen noch heute vorbildliche Businger-Haus. Die Familie Businger bewohnte das geräumige Haus während über 200 Jahren. Im Jahre 1950 erwarb der beliebte Landarzt Dr. med. Th. Christ die Liegenschaft am Rathausplatz und führte eine umfassende Innenrenovation durch. Dabei entdeckte man in versteckten Nischen hübsche Wandmalerien und andere kleine Kostbarkeiten. 1974 erfolgte die Aussenrenovation. Erst jetzt erstrahlte das Haus in seiner ganzen Pracht und erfreute die Bevölkerung bis heute.

Dagegen erhob sich nun von allen drei Seiten ein heftiger Protest. Robert beteiligte sich zum ersten Mal am Gespräch: «Du wirst doch nicht jetzt den weiten Weg heimfahren, das verbiete ich dir!» «Die Fahrt ist nicht lang, wenn man keinen Stundenhalt einschaltet», lachte Rita, «ich bin schon oft diese Strecke gefahren, manchmal noch später, und der Regen hat aufgehört.» «Dann wollen wir aber jetzt hier Schluss machen. Du musst noch etwas essen, Rita», kommandierte die Mutter, «nein, eine solche Unvernunft!» Also begaben sich die beiden Frauen in die Küche, wo Rita gestärkt wurde und besser als in der Kammer, mit der Mutter reden konnte.

Unsicher und zogernd setzte sich Robert auf den Stuhl, nahe bei dem Patienten, den Rita soeben verlassen hatte und sprach: «Wenn es Ihnen zu riskant erscheint, gehe ich noch diese Nacht fort. Ich will Ihnen nicht lästig sein. Nur weiss ich noch nicht wohin. Zu meinem Vater kann ich unmöglich zurückgehen, trotzdem mir der kleine Bub schwer auf dem Herzen liegt.» Dann fing er an, von Heinerli und seiner Mutter zu berichten, von seiner Flucht und wie er heimgebracht wurde, vom Vater, der mit seinen Erfindungen ein Vermögen verdient hat und imstande ist, alles wieder zu verlieren, ständig in einer Nervenanspannung lebt und mit sich und allen im Hader lebt. Viel war zu berichten, vom Sterben seiner Mutter und der Zeit, da man mit dem Vater Mitleid haben musste. Dieses Gespräch wurde jäh unterbrochen von Mutters Stimme: «Jetzt ist Rita doch abgefahren, so ein närrisches Mädchen. Sie lässt euch herzlich grüssen. Ich glaube, auch für dich, Albert, ist jetzt Zeit zur Ruhe zu kommen. Ich zeige Ihnen, wo Sie schlafen können.»

Nach einem kurzen Abschied vom geduldig Leidenden, wurde Robert in das Zimmer geführt, in Ritas Mädchenkammer, die mit Postern aller Grössen tapeziert war, Bilder von Schlössern aus Frankreich, von Kindern aus dem Orient, Fotografien aus der Seminarzeit, von Bergwanderungen und über dem Lavabo standen Fläschchen und Flacons, Töpfchen und Näpfchen, lagen Tuben und Salben. In all diesem Kunterbunt legte sich der junge Mann, nach eingehender Besichtigung, müde nach diesem schrecklichen und herrlichen Tag zur Ruhe.

Nach langen Wochen ein niederschmetternder Brief

Aus einem tiefen, bleiernen Schlaf erwachte Robert, konnte sich zuerst nicht zurechtfinden. Seine Bude daheim war gross, nüchtern und zweckmässig, da stand am Fenster ein Tisch, der mit Büchern, Zeitschriften und Aschenbechern übersät war. Was er hier mit schlaftrunkenen Augen betrachtete, stand und lag, fein säuberlich geordnet, jedes Ding an seinem Platz. Er wusch sich den Schlaf aus den Augen. Wo er auch suchte, fand er nirgends ein Instrument, das zum Rasieren geeignet gewesen wäre. Er fuhr sich verlegen über das stachelige Kinn. Die Hosen hingen, die Bügelfalten zerknittert, über der Lehne eines Stuhles. Er vernahm Geschäftigkeit im Haus, wusste nicht, zu welcher Zeit hier der Tag begann. Ein Blick aus dem Fenster liess ihn eine graue Wand mit vielen Fenstern erkennen und über den nahen Dächern ein Stück blauen Himmels. In seiner vollen Montur, mit Cravatte und in staubigen Schuhen stieg er die Treppe hinab und warf einen Blick in die Stube. Da vernahm er Frau Verenas Stimme: «Wir essen in der Küche!»

Diese war nach alter Väter Sitte mächtig gross. Vor einer Eckbank stand ein Tisch, Platz für zehn Personen. Robert gewahrte, dass er als Letzter zum Frühstück kam. Frau Verena lud ihn ein, Platz zu nehmen: «Die Milch ist unter der Wärmehaube. Eine Tasse habe ich Ihnen hingestellt. Vreneli muss immer früh fort, sie ist bei einem Töpfer in der Lehre. Lukas geht in die Kanti, ist auch schon weg.

Ihre Tassen und Teller standen noch ringsum. Robert setzte sich vor die leere Tasse hin und sagte: «Es tut mir leid, dass ich Ihnen Mühe mache. Ich hoffe, ich werde Ihnen das recht bald vergelten können.» Von der geschäftig tätigen Frau kam keine Antwort. Brot, Butter und Confiture standen bereit. Er schenkte sich Kaffee ein und griff kräftig zu. Dann hörte er den Staubsauger in der Stube surren. Wie kann ich nur meinen Stachelbart wegbringen, dachte er, am Sonntag wird Rita kommen, noch vier Tage, das ist auszuhalten.

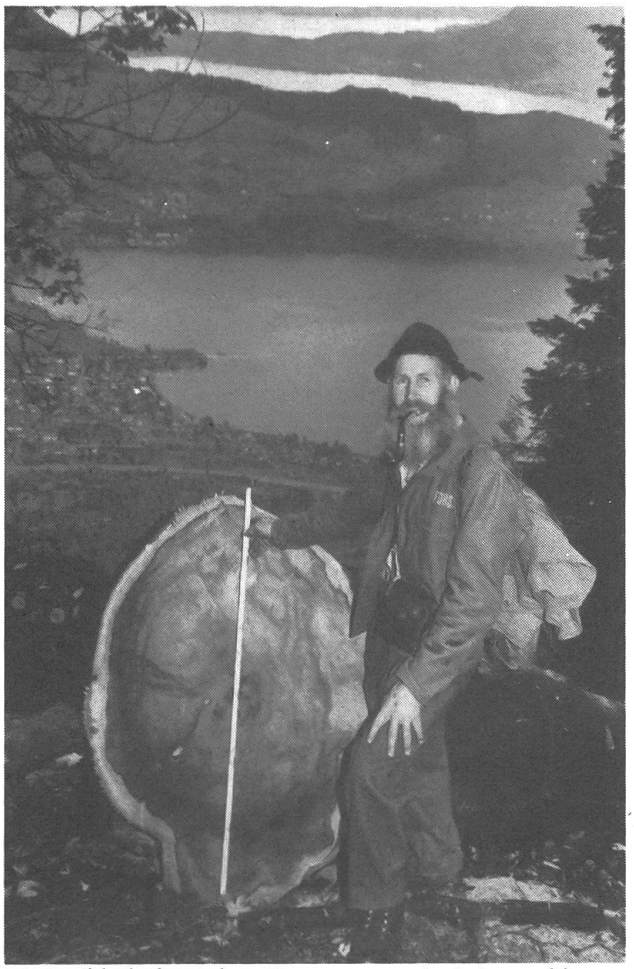
Niemand kümmerte sich um ihn. Er blieb am Tisch sitzen und stopfte sich eine Pfeife, dabei sah er, dass sein Tabak zur Neige ging. Ob

Die Turmatten, die an die Rosenburg und Tottikon grenzte, erhielt den Namen von einer Turmruine, die wohl mit der Wysseburg, einer der 7 Türme von Stans identisch ist. Bünti meldet, dass der Turm, der mit einem Graben umgeben war, 1581 abgebrochen wurde und die Steine für den Bau des Kapuzinerklosters verwendet wurden. Pater Emanuel Wagner wusste noch, dass beim Umbau die Fundamentreste des Turms aufgedeckt wurden. Das Haus wurde 1729 von Landammann Sebastian Remigi Keyser erbaut und blieb im Besitz der Familie bis 1880, da es vom Zahnarzt Dr. P. Hess-Flüeler erworben wurde. Die heutige Besitzerin Fräulein Anne Wagner hat das prächtige Haus aussen und innen sorgfältig renoviert.

ich wohl in der Nähe einen Laden mit Raucherwaren finden kann, dachte er, und ob man hier rauchen darf. In letzter Zeit hatte er phanatische Rauchergegner getroffen. Er sah nirgends einen Aschenbecher. Auch das noch, eh nun, umso schlimmer.

Robert steckte die Pfeife wieder in die Tasche und erhob sich. Vorsichtig ging er bis zur Kammertüre, öffnete einen Spalt breit und sah nichts von Meister Albert, nur eine Zeitung, die breit aufgeschlagen seinen Kopf bedeckte. «Darf ich eintreten», fragte er, «wie ist die Nacht vergangen?» Nun, da sich die Zeitung auf die Decke senkte, sah er ein vergnügtes Gesicht in den Kissen und hörte, wie der Patient sprach: «Ich habe ausgezeichnet geschlafen. Das ist immer so, wenn ich am Abend Kurzweil habe, dann schlafe ich wie ein Fürst. Was ich noch sagen wollte, kommen Sie nur näher. Rita hat davon gesprochen, dass Sie arbeiten möchten, Sie seien kein Faulenzer. Ich habe mir ausgedacht, im Magazin, im hintern Teil, da haben wir immer hineingestopft, was wir nirgends unterbringen konnten, haben das Aufräumen immer auf später verschoben, da wäre schon allerhand zu tun. Aber das ist eine dreckige Arbeit, in der hübschen Kleidung können Sie da nicht viel ausrichten. Wenn Sie in meine alten Hosen schlüpfen wollen. Sie sind ungefähr gleich gross wie ich.»

«Und wo finde ich diese Hosen», fragte Robert. Auf seinem Nachttisch stand eine



Ein Hobbyholzer, der seine ganze Freizeit im Wald verbringt, ist Jost Waser von Buochs. Hier zeigt er stolz «seine» grösste Tanne, die er im oberen Buochserwald gefällt hat. Ein Beispiel für viele Junge, die nicht wissen, was mit ihrer Freizeit anzufangen?

Glocke, mit dieser läutete er Sturm, worauf bald Frau Verena in die Kammer stürmte. «Gib ihm ein Hemd und mein Übergwändli», kommandierte er, «und zeig ihm, wo das hintere Magazin ist. Du kannst ihm auch Anweisungen geben, was dort gemacht werden soll. Du weisst ja schon, dass alles kreuz und quer übereinander liegt.» «Nein, das geht doch nicht», ermahnte sich die Frau, «einem feinen Herrn die wüsteste Arbeit zu geben.» Lachend erwiderte Robert: «Ich bin kein feiner Herr, Gott bewahre, mir geht es momentan wirklich dreckig, mehr oder weniger Dreck, darauf kommt es gewiss nicht mehr an.» «Geh, und kleide ihn ein» befahl der Meister, «und zeig ihm, was zu tun ist.»

Die Länge der Kleider stimmte, nur der Umfang passte nicht so recht. Robert hätte gut noch ein Kissen hineinstopfen können. Er ging hinter Frau Verena hinunter. Da sah der Eindringling das Geschäft, den Ausstellungsraum mit den beiden Schaufenstern, Polstermöbel moderner und hauptsächlich stilechter Art, hübsch arrangiert. Blumen in antiken Vasen zur Zierde geschmackvoll aufgestellt. Dann die Werkstatt, blitzsauber, zwei Arbeiter, eifrig in das Nähen und Stopfen vertieft, die der Meisterin respektvoll zunickten. Dann ein Magazin, Stoffe aller Farben und Grössen säuberlich in Gestellen gelagert und dahinter die Gerümpelkammer, bis an die Türe vollgestopft, Sessel, hochaufgeschichtet mit zerrissenen Überzügen, ohne Sitz, mit beschädigten Lehnen und Stoffe zu Hauf.

«Sie müssen sich schon zuerst Platz schaffen», meinte die Frau, «dort an der Wand finden Sie eine Türe, die auf den Garten hinaus führt. Solange das Wetter schön bleibt, können Sie die sperrigen Sachen hinausschaffen. Gott behüte Sie.» Mit diesen Worten verschwand Frau Verena und eilte wieder zu ihrer Arbeit.

Mit Schwung wühlte sich Robert in dieses Wirrsal hinein. Zum Mittagessen kam er, schmutzig wie ein Kaminfeger. Die Mutter schickte ihn unter die Dusche. Immer noch unrasiert trat er darnach zu den Leuten am Tisch. Adrian, der Sechstklässler rutschte etwas weiter hinauf. Barbara, zwei Jahre jünger, plapperte munter drauf los. Vreneli, die vor dem Abschluss ihrer Töpferlehre stand und ihre kecke Frisur auffällig präsentierte, betrachtete den fremden Mann mit sichtbarem Interesse. Lukas widmete sich ohne Ablenkung seinem gefüllten Teller. Der Platz oben am Tisch neben der Mutter blieb leer, dort sass üblicherweise der Meister und hielt ein wachsames Auge über die Verteilung der Speisen und auch über die Gespräche.

Nach dem Essen erzählte Robert den beiden Schulkindern eine Räubergeschichte, der mit Spannung und offenem Mund gelauscht wurde. Am Abend erstattete Robert in der Kammer den Bericht über seine Erfolge. Ein eichener Stuhl war ihm auf den Kopf gefallen, ein Topf war in Brüche gegangen und eine Wespe hatte ihn gestochen, wovon seine Backe übel aufgeschwollen war. Nach diesem Bericht sagte der Meister: «Mir scheint, du nimmst das Gerümpel noch gut in die Hand. Weisst du, mir gefällt es nicht, dir Sie zu sagen. Ich bin

mit allen Mitarbeitern per du. Morgen soll ich ein Gipsbein bekommen, dann kann ich vielleicht die Stiege hinunterlaufen und dir zeigen, wie du weiterkommen kannst.»

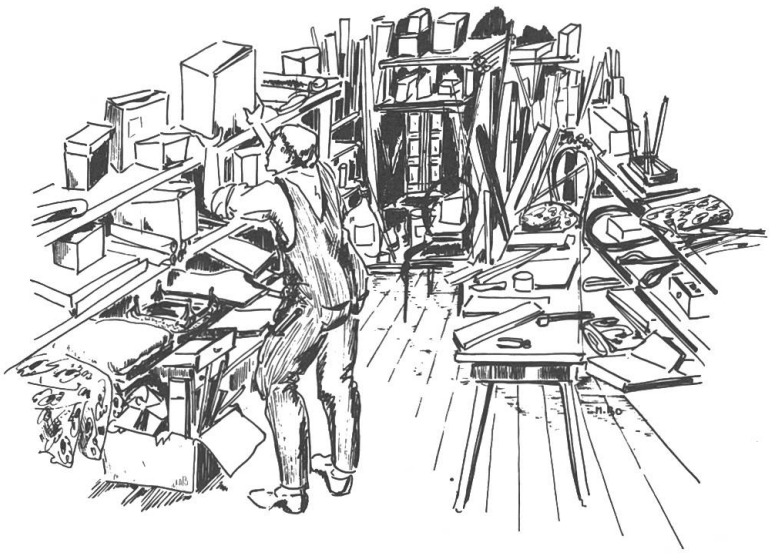
Am Samstag blieb die Werkstatt leer. Robert wühlte weiter in dem trüben Verlies. Der Sonntag brachte Sonnenschein und Glanz in die Stadt. Robert blieb im Haus, um keinen Augenblick zu versäumen, wenn Rita auftauchen würde. Sie kam nicht. Also eine ganze Woche warten, bis er sie wieder sehen konnte. Robert fragte, ob sie telefoniert habe. Das schon, sie hätte sich nach Vaters Zustand erkundigt, sagte die Mutter und weiter nichts. Gegen Ende der Woche war das hintere Magazin aufgeräumt und übersichtlich geordnet und Roberts Sehnsucht auf Siedehitze. Rita kam auch an diesem Sonntag nicht heim. Sie gehe in die Berge, habe sie berichtet und einen schönen Gruss. Robert war am Verzweifeln.

Nach unendlich geplagten und langen Tagen, gab ihm Frau Verena einen Brief, den sie mit einem Schreiben an die Mutter geschickt hatte und der in einem verschlossenen Briefumschlag lag, beschriftet: «Für Robert.»

Er stieg in Ritas Zimmer hinauf, das immer noch von ihrem Wesen erfüllt war, öffnete ihn mit Herzklopfen und in äusserster Spannung und las: «Lieber Robert,

Du hast mich überrumpelt. Da Du bei mir in der Wohnung warst, habe ich nur Deine Not gesehen und einen Weg gesucht, wie ich Dir helfen könne. Du hast das ausgenutzt. Ich will meine Schule nicht aufgeben. Ich möchte mit Dir reden, aber das ist zu gefährlich für mich. Jetzt kann es noch nicht sein. Ich muss zuerst wieder Boden unter den Füssen haben. Sei mir nicht bös. Ich will Dir nicht weh tun. Ich gebe Dir wieder Bericht, sobald ich klar sehe. Im Augenblick stürmt es innen und draussen.

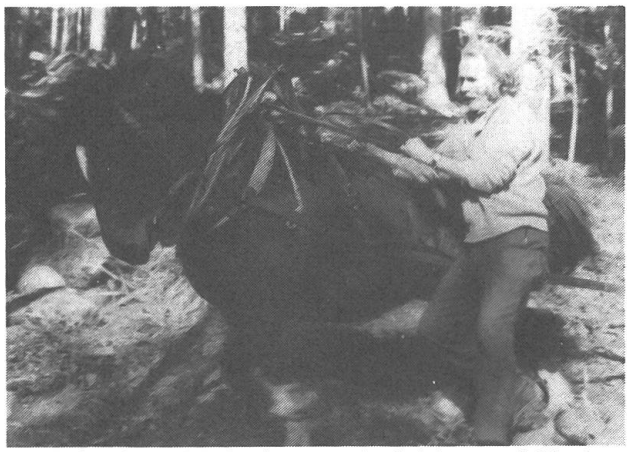
Herzliche Grüsse
Rita.»



Ohne Zögern begann Robert in der Gerümpelkammer Ordnung zu schaffen

Liebeskummer ist heilbar

Anderntags sass Robert neben des Meisters Bett. Das Gipsbein war noch immer nicht erlaubt. «Ihr habt Bedenken wegen meiner Anmeldung auf dem Stadtamt. Ich möchte Euch vor Schwierigkeiten bewahren. Ein Militärfreund, der hier wohnt, mit dem ich kürzlich gesprochen habe, will mich zu sich nehmen und kann mir auch Arbeit verschaffen. Er hat eine Zweizimmerwohnung. Ich gehe nicht gerne von Euch fort. Ihr habt mir einen unerhörten Dienst erwiesen, in einer entsetzlichen Notlage gastfreundlich und freundschaftlich geholfen. Ich danke Euch aus ganzem Herzen dafür und werde Euch mein Leben lang danken.»



Das Ross als Holzbeförderungsmittel sieht man leider heute sehr selten. Für den Landwirt Theo Joller von Etschenried ist das «Holzgunteln» eine angenehme Abwechslung im Winter. Allerdings wird die Bedeutung des Pferdes für die Waldwirtschaft in manchen Gebieten wieder neu entdeckt. So waldschonend kann nämlich keine Maschine arbeiten.

Robert ging aus dem Haus, ohne von den Kindern Abschied zu nehmen, bedrückten Herzens und mit gesenktem Kopf. Wie ein Verfemter schlich er durch die Gasse, ohne Gepäck, wie er gekommen war. Im Schaufenster eines Tabakladens fand er seine Marke für die Pfeife, das erheiterte ihn ein wenig. Er wusste nicht, dass er von einer Frau aus seinem Heimatdorf gesehen worden war, und dass dort ein Geflüster umging, das Gerücht verbreitet wurde, er sei als Handlanger in einem Möbelgeschäft in der Stadt angestellt.

Rita räkelte sich in ihrem Liegestuhl vor dem Ententeich, hielt ein Buch in der Hand, aber schaute darüber hinweg zu den Wolken hinauf, die vorüberzogen, in den blauen Himmel hinein und dem Flug eines Raubvogels nach, der in weiten Kreisen über die Felder nach einer Beute Ausschau hielt.

Unweit von ihr hämmerte Herr Ulrich. Er flickte den Entenstall, schaute gelegentlich zu dem Mädchen hinüber, das immer wieder seine Stellung veränderte, unruhig war und zappelig. Unvermutet begann Rita zu sprechen: «Herr Ulrich, Sie sind ein weiser Mann, darf ich Sie fragen, was machen Sie, wenn es Ihnen hundselend zu Mute ist?» Der Mann kam näher mit dem Hammer in der Hand und sagte: «Ich zünde mir eine Pfeife an. Dann versuche ich zu ergründen, woher der Kummer kommt. Man kann da verschiedene Kategorien aufspüren. Magenweh behandle ich mit Natrium, Weltschmerz mit einem guten Glas Wein, Heimweh mit dem Lesen eines interessanten Buches und habe meist guten Erfolg.» «Wenn Sie aber überhaupt nicht herausfinden können, woher der Kummer kommt», wollte Rita wissen. «Dann flüchte ich mich in die Arbeit, Fräulein Rita, bastle irgend etwas oder vertiefe mich in ein schwieriges Problem und vergesse.» Rita liess nicht locker: «Und wenn es Ihnen nicht gelingt zu vergessen?» «Dann arbeite ich weiter», sagte Herr Ulrich, zog eine Harasse herbei uns setzte sich, «mit der Zeit vergeht auch der schlimmste Kummer. Man muss warten können. Junge Leute können noch nicht geduldig warten. Später lernen sie es auch. Man hat im Leben schon so lange gewartet und erfahren, dass immer wieder ein Türchen aufgeht.»

Unersättlich bohrte Rita weiter: «Ihnen ist aber auch kein Türchen aufgegangen, seitdem Sie Ihre liebe Frau verloren haben. Ich sehe Sie oft. Sie gehen fast jeden Tag auf den Friedhof, Ihnen hat das Vergessen auch nicht geholfen.» «Da haben Sie recht, liebes Fräulein, ich warte. Warte so lange, bis wir uns im Himmel wiederfinden, meine Frau und ich. Dann feiern wir zusammen ein Fest, das die ganze Ewigkeit hindurch dauern wird. Darauf freue ich mich, und diese Freude gibt mir den Mut so zu leben, am einen und am nächsten Tag so zu leben, wie es ihr Freude machen würde. Denn ich bin überzeugt, sie schaut mir zu. Hie und da merke ich, dass sie mir hilft, eine Weiche stellt, mich vor einer Dummheit bewahrt. In diesem Gefühl, in dieser Sicherheit ist es nicht so übel zu warten.»

Das Fräulein im Liegestuhl strich ihr Kleid glatt und schaute prüfend in das gütige Gesicht

und fragte: «Wenn Sie sich nicht darauf freuen könnten, wieder mit ihr zusammen zu sein?» Schlagfertig erfolgte die Antwort: «Dann wäre mir so hundselend zu Mute wie Ihnen. Haben Sie denn keine Hoffnung mehr?» Lange blieb sie stumm. Ulrich drehte und wendete den Hammer in seiner Hand, spickte mit dem Fingernagel einen Flecken Kitt weg. Endlich begann sie wieder zu sprechen: «Hoffnung, ich weiss nicht, ob ich hoffen soll, oder radikal unter das Vergangene einen Strich ziehen. Hoffnung ist ein trügerisches Wort. Man kann auch zu seinem Schaden hoffen.»

Herr Ulrich trat näher und sagte: «In solchen Fällen stecke ich meine Pfeife in Brand.»

Herr Ulrich legte seinen Hammer ins Gras, rutschte näher heran und sprach: «Sehen Sie, mein liebes Fräulein, wenn man sein Leben in Gottes Hand übergibt, dann nährt er die Hoffnung oder lässt sie erkalten. Darum brauchen wir uns keine Sorgen zu machen. Er sorgt dafür, dass das Flämmchen flackert oder erlischt. Uns bleibt nur, für beides bereit zu sein, jeden Tag, ruhig und gelassen.»

Nicht zufrieden, fragte sie erneut: «Aber wenn man diese Gelassenheit nicht finden kann, wenn es juckt und brennt, zischt und schneidet und man vor lauter Toben nicht mehr arbeiten und schlafen kann?» «Dann ist das meistens Liebeskummer, verehrtes Fräulein, schwer zu ertragen, aber auch das wird ausgeheilt, meist auf eine sehr glückliche Art ausgeheilt, indem die beiden Liebenden sich finden. In diesem Fall soll die Hoffnung nie aufgegeben werden, wenn es auch noch so düster aussieht. Ihnen möchte ich raten, die Hoffnung mit Freude zu füllen, dann wird es kurzweiliger. Guten Abend, Fräulein Rita.»

Herr Ulrich erhob sich, griff nach dem Hammer, schritt bedächtig die Steintreppe empor. Rita sah, wie das Licht aus seinen Fenstern auf den Rasen fiel. Sie merkte erst jetzt, dass sie fror, ging in die Stube hinein, in die Küche, um eine Suppe anzurichten, trällerte ein Lied. Aber plötzlich verspürte sie keine Lust mehr zu essen. Sie eilte in die Kammer hinein, warf sich auf ihr Bett und heulte in die Kissen hinein, bis sie der Schlaf umfing.

Das Herz hüpft, aber das Zimmer ist leer

Im grossen Haus mit den hohen Bäumen, wo in dem verwilderten Park Birken und Buchen die fremdländischen Ziersträucher überschatteten, auf dem einstigen Rasen Kerbel und Sauerampfer sprossten, herrschte üble Laune. Frau Sybill musste jeden Tag schon früh am Morgen mit ihrem Mann in die Fabrik, ins Büro eilen. Auf der Fahrt wurde der vergangene und der anbrechende Tag besprochen, dann sah sie ihn kaum mehr. Er hatte das Interesse am Betrieb verloren und vergrub sich

Entasten ist für den Waldarbeiter eine der zeitraubendsten Beschäftigungen. Die Axt, die Jahrhunderte hindurch für diese Tätigkeit gebraucht wurde, ist jetzt durch die Motorsäge verdrängt worden. Der Holzfäller von gestern: Axt, Hut, Brissago. Der Forstwart von heute: Motorsäge, Schutzhelm mit Schutznetz, unter dem ein Brissago kein Platz findet.

meist in sein Labor, wie er seine stets abgeschlossene Erfinderbude nannte. Frau Sybill konnte sich nur schwer in den komplizierten Betrieb einarbeiten. Der Buchhalter zeigte auch keine freundliche Miene, seitdem er nicht mehr aus dem Vollen schöpfen konnte und an allen Ecken und Enden das Geld fehlte.

Beim Essen wurde die Stimmung nicht heiterer. Die Haushälterin, die keine Kochkünstlerin war und lieber eine heisse Wurst als Braten auf den Tisch brachte, sprach jeden zweiten Tag davon, dass sie nächste Woche davonlaufe. Völlig aus dem Häuschen geriet Xaver, wenn Heinerli seine immerwiederkehrenden Fragen stellte: «Wo ist Robert? Kommt er nicht bald wieder? Hat er mich denn ganz vergessen?» Der Vater hatte ihm schon längst strikte verboten, von Robert zu sprechen. «Wer davonläuft und alles im Dreck hocken lässt, ist ein Halungg, den sollte man vierteilen», hatte ihn der Vater angeschrieen. Aber Heinerli wusste nicht, was vierteilen besagen sollte und frug immer wieder.

Zuerst hatte Xaver geschimpft: «Er soll nur schauen, wo er unterkommt. Ist mir wurst, wenn er am Hungertuch nagen muss. Dann weiss er endlich, was er verloren, was er leichtsinnig weggeschmissen hat. Er wird noch seine Wunder erleben. Wenn er zurückkommt, werfe ich ihn auf das Pflaster hinaus mit eigenen Händen und nicht etwa zimperlich.»

Nach einigen Tagen erkundigte er sich bei seinen Freunden heimlicherweise nach ihm, konnte aber nicht erfahren, wo er sich befand. Das war doch eigenartig, sonst wussten die Frauen im Dorf doch über jeden Hasen Bescheid, der über die Matte hopste. Über Robert wollte niemand etwas wissen. Oder verschwiegen sie aus Bosheit, wo er hingeraten war? Freuten sie sich, dass er in Verlegenheit war? Diesen Klatschbasen war das schon noch zuzutrauen. Aber auf längere Zeit kann doch keine den Mund halten, tröstete er sich. Er kann doch nicht vom Erdboden mir nicht dir nicht verschwinden. Heutigentags gelingt das nicht so leicht in einem geordneten, modernen Gemeinwesen, wo die Staatsbeamten in Schwärmen durch die Strassen laufen. Wofür ist denn schliesslich die Polizei da, für die wir so ungeheure Steuern bezahlen?

Endlich entschloss sich Rita, über den Sonntag nach Hause zu fahren. Sie nahm aus dem Garten des Herrn Ulrich einen Strauss Blumen mit, Rosen und Dahlien, und ein wildes Gebüsch von Blättern aller Schattierungen in Grün. Ihre Mutter hatte schon lange nicht mehr telefoniert, nicht einmal Bericht gegeben, ob der Vater in der Stube herumlaufen oder gar die Treppe hinuntergehen könne. Sie wollte auch nicht daheim anläuten, weil sie auf ihren Brief noch keine Antwort von Robert erhalten hatte.

Sie kam am Samstag ziemlich spät daheim an, stellte den Fiat auf den engen Platz neben dem Gärtchen, den Blumenstrauss im Arm, stieg sie mit einigem Herzklopfen die Stiege hinauf. Auf der Fahrt hatte sie hin und her überlegt, wie sie Robert begegnen wollte, kühl und freundlich oder herzlich und hatte alles wieder über den Haufen geworfen. Noch jetzt

Das Pistolenschiessen auf der Rütliwiese immer am dritten Sonntag im Oktober

war sie keineswegs sicher, wie sie ihn begrüssen wolle.

Die Wohnung schien ihr merkwürdig still zu sein. Sie schaute in die Stube hinein, alles wunderbar aufgeräumt. Guckte in die Küche, sah eine Pfanne auf dem Herd, den Tisch schon abgeräumt. Nun trat sie leise in die Kammer und fand den Vater in ein Buch vertieft im Bett. Die Kissen hoch aufgetürmt, eingehüllt in einen blauen Rauch, der von seiner Cigarre aufstieg. «Da schau mal die Rita», begrüsste er sie, «kommt auch wieder einmal zu uns. Ein seltener aber ein lieber Gast.»

Rita legte ihren bunten Strauss auf die Bettdecke, küsste den Vater auf beide Wangen und erklärte. «Ich wäre gerne früher gekommen, aber wir hatten nachmittags noch eine Konferenz. Wie geht es dir? Hat dich der Doktor noch nicht aus den Federn gelassen? Was macht ihr alle. Ich habe von der ganzen Familie noch kein einziges Gesicht gesehen.» «Komm setz dich zu mir. Nimm einen bequemen Stuhl. Ich bin allein im Haus. Von allen guten Geistern verlassen. Mutter ist mit den beiden Jüngsten in die Kirche gegangen. Lukas ist mit der Handball-Mannschaft verreist. Vreneli besichtigt eine Ausstellung für Keramik, natürlich begleitet von ihrem Freund, der sie anhimmelt. Ich sage dir, die beiden sind verliebt bis über alle vier Ohren. Dies zu sehen, versetzt mich geradewegs in meine Jugendzeit zurück.» Dann kam der Vater ins Plaudern. Die Frage nach Robert lag dem Mädchen auf der Zunge. Er konnte doch nicht ausgegangen sein. Nach den Berichten, die sie seither erhalten hatte, ging er in keine Wirtschaft und kein Kino, um nicht gesehen zu werden. Der Vater, glücklich, wieder einmal seine Älteste bei sich zu haben, erzählte von seinem Bein, das immer noch nicht heilen wollte. Vom Arzt und seinen Vertröstungen. Von Vrenelis Abschlussprüfung: «Schau dir mal die Früchtenschale an und die Vase, von Hand gemalt, von Vrenelis Hand. Hat wirklich Talent, das Kind, aber jetzt ist nicht gut Kirschen essen mit ihr, ist in allen Wolken und dann fliessen ihr wieder die Tränen aus den Augen, sie weiss selbst nicht warum. Ihr Freund, du kennst ihn ja, ist ein Grünschnabel, zweiundzwanzig und auch Töpfer. Möchte sich selbständig machen und

hat zu wenig Geld. Heute einen Laden aufmachen, du, und eine Werkstatt mit Brennofen, da muss einer schon gut gepolstert sein.»

Noch immer fiel kein Wort von Robert. Vater Albert merkte wohl, wie zappelig seine Tochter an ihrem Kleidchen zupfte und den Blumenstrauss immer wieder auf eine andere Weise arrangierte, aber er berührte das Thema Robert absichtlich nicht. Das väterliche Auge wollte zuerst beobachten. Ein schlauer Blick verfolgte jede Bewegung seiner Tochter, bis sie sich nicht mehr zurückhalten konnte und leichthin, als wäre es eine Nebensächlichkeit, nach ihm fragte. Nun bequemte sich der Vater zu sagen: «Robert, der ist fort. Plötzlich zu einem Dienstkollegen gezogen, kein Mensch weiss wohin. Aber das will ich dir sagen, gearbeitet hat er wie ein Drescher. Du musst einmal in das hintere Magazin hineinschauen, nicht mehr zu kennen, ein Ausstellungsraum, die Wände geweisselt, die Decke poliert, der Boden gefegt, kein Wunder, dass er Wachtmeister ist im Dienst, den können sie überall gebrauchen, alle Hochachtung. Warum er gegangen ist, ich weiss es nicht. Auch die Mutter kann es nicht begreifen. Sie ist doch noch manchen Abend für eine gute Stunde bei ihm gesessen, damit er ein wenig Kurzweil habe. Zuerst war sie misstrauisch, begreiflich, wenn er von der Polizei gesucht wird. Aber mit der Zeit hat sie ihn gut leiden mögen, hat ihm das beste Stück aus der Platte auf den Teller gelegt und hat mit viel Mühe die Flecken aus seinen Hosen geputzt.»

«Du weisst nicht, wo er ist?», fragte Rita. «Ja, wir sind im schönsten Frieden auseinandergegangen. Ich hätte ihm gern einen Lohn ausbezahlt für seine grosse Arbeit. Er aber wollte nicht. Er sei uns darüber hinaus noch grossen Dank schuldig, meinte er. Ein patenter Kerl, hat doch fürwahr keine saubere Arbeit zugewiesen erhalten, ohne zu mucksen hat er hineingegriffen.»

Bald einmal spürte Rita die Müdigkeit. Legte ihre Arme ruhig in den Schoss und fragte: «Dann ist also mein Zimmer wieder frei? Ich möchte doch gerne einen Blick hineinwerfen, bevor die andern zurückkommen. Nur einen Augenblick, ich komme sofort wieder.»

Sie stieg mit bleischweren Füssen die Treppe hinauf, zögerte, bevor sie die Türe öffnete und eintrat. Da hat die Mutter aufgeräumt und tüchtig durchgelüftet, dachte sie, und doch vermeinte sie, ein wenig Duft von Roberts Pfeife zu riechen. Also davongelaufen, vor ihr davongelaufen. In der Stadt irgendwo versteckt und nicht zu finden. Oder noch weiter fort. Der Dienstkamerad kann ja auch auswärts wohnen. Keine Telefonnummer, keine Adresse hat er hinterlassen, dachte sie, was mache ich nun? Am liebsten wäre sie auf das Bett gestürzt, so überfiel sie die Schwere und das Elend. Aber mitten in ihrem Sinnen kam Barbara hinaufgestürmt, umfasste sie mit beiden Armen und tanzte um sie herum: «Rita, du bist wieder einmal da, das ist toll! Ich freue mich wahnsinnig. Morgen bleibst du den ganzen Tag bei uns, das macht mich richtig glücklich. Rita, du bist mein Schatz!»

Wie Heinerli seine Kräpfli mit Tränen netzt

Noch ein anderer Besuch kam in das Haus in der stillen Gasse der Stadt und erkundigte sich nach Robert. Dem aber war ein Ereignis vorausgegangen, das Frau Sybill in Aufregung versetzt hatte. Heinerli war von der Schule heimgekommen mit roten Backen und rennend die Strasse hinauf. «Mutter, Mutter», rief er, «ich weiss wo Robert ist, ich weiss es ganz genau. Er wohnt in der Stadt, beim Vater unserer Lehrerin», ausser Atem fuhr er fort, «die Frau vom Schulabwart hat es gesagt, ihre Tochter wohnt nämlich in der Stadt und ganz nahe bei dem Haus. Mutter, darf ich am Nachmittag hingehen?»

«Wo denkst du hin, mein lieber Heinerli, das ist eine weite Reise. Man muss mit dem Zug fahren, muss umsteigen, das ist umständlich, das kannst du nicht allein.» «Komm mit Mutter, aber schnell, heute noch», er sprach erhitzt und aufgeregt.

Alles Zureden half nichts. Ein Glück, dass Vater Xaver nicht zum Essen kam. «Dieses Geheimnis wollen wir zwei für uns behalten», beruhigte ihn Frau Sybill, «davon darf niemand etwas erfahren, am Tisch wird kein Wort darüber gesprochen. Jetzt machst du schön fleissig deine Aufgaben, dann wollen wir sehen, wie wir beide das angattigen.» Heinerli aber konnte nicht still sitzen. Er schrieb krumme Buchstaben in sein Heft und nicht ordentlich auf

Der Vitznauerstock im Frühherbst

der Linie. Immer wieder rutschte er vom Stuhl und konnte nicht erwarten, bis die Mutter von der Arbeit kam. Am Abend wurde er schon vor dem Nachtessen ins Bett gemustert, mit dem Trost, wenn er brav und verschwiegen bleibe, dann komme sie noch zu ihm hinauf und erzähle ihm eine lange Geschichte.

Dort oben, im Bubenzimmer mit dem Indianerkopfputz an der Wand, mit den vielen Bilderbüchern auf dem Tisch und dem überlebensgrossen Teddy-Bär in der Ecke, wurde auch in aller Heimlichkeit der Schlachtplan ausgeheckt. «Morgen ist Samstag», flüsterte die Mutter ihm ins Ohr, «Vater muss an eine Konferenz schon früh verreisen. Wir nehmen das Mittagessen mit. Ich hole dich mit dem Wagen am Tor vor dem Schulhaus, dann huschen wir ab.» Heinerli schlang beide Arme um Mutters Hals, küsste sie, wo er traf und zeigte auf diese Art seine Freude, die er mit Worten nicht auszudrücken vermochte. Er konnte nicht einschlafen, hüpfte zu später Stunde aus dem Bett, setzte sich auf den Stuhl vor dem Tisch und malte ein Bild für Robert, auf dem er und sein grosser Bruder zu sehen waren, wie sie Hand in Hand durch eine wilde Landschaft wanderten. Dabei schlief er ein und fuhr mit dem blauen Farbstift quer über Berge und Himmel.

Das Geschäft mit Stil- und Polstermöbeln war geschlossen. Frau Sybill läutete an der Haustüre. Sobald der Summer schnurrte, stiess sie die Haustüre auf und trat in den dunklen Gang. Ein Licht flammte auf. Sie sahen die Treppe und hörten eine Stimme: «Hast du den Hausschlüssel vergessen, Vreneli?» Da keine Antwort erfolgte, lehnte sich die Mutter über das Treppengeländer und sah eine Frau mit einem Schulbub heraufkommen, eine Frau mittleren Alters, deren Spuren vergangener Schönheit noch zu erkennen waren, trotz ihrer bekümmerten Miene.

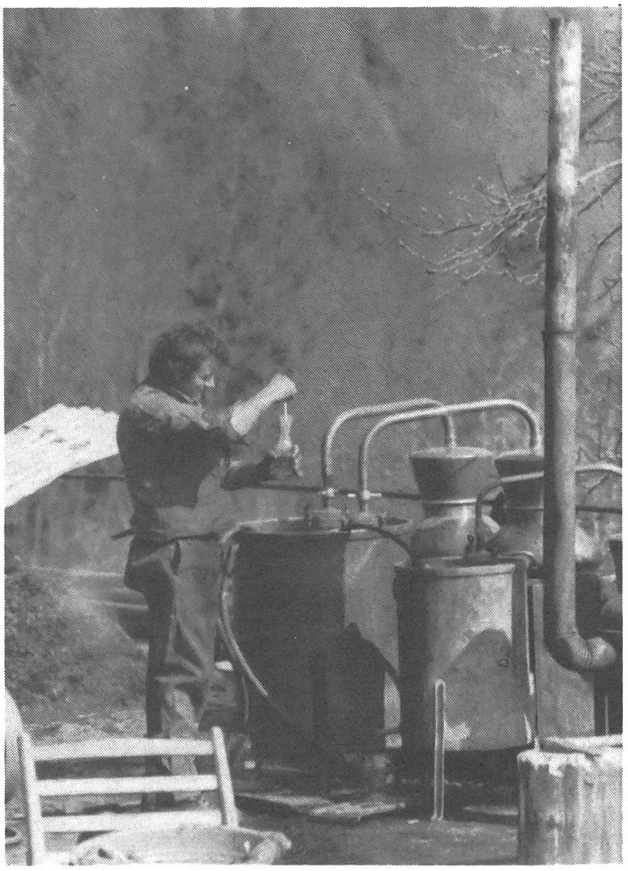
«Ich bin Roberts Stiefmutter» begann sie zu sprechen. «Ich suche den Sohn meines Mannes und weiss, dass er hier ist. Ich möchte mit ihm reden.» Eine Frau, die mit einem offensichtlichen Kummer kam und mit so viel Würde sprach, durfte man nicht im Treppenhaus abfertigen. Der Bub, mit seinen hellen, blauen Augen stand auch mit sichtlicher Spannung da.

«Kommen Sie in die Stube», lud sie Frau Verena ein und bat Platz zu nehmen.

Eine schöne Stube, gediegen ausgestattet, von Hand geknüpfte Bezüge der Polstermöbel, eine Kredenz, wohl aus dem vorigen Jahrhundert, Zinnkrüge darauf aus dem Wallis und dem Bündnerland, auf einem Podest in der Ecke glänzte das matte Gold einer antiken Holzfigur, eine Madonna mit dem Kind. «Das ist wohl der Heinerli, von dem uns Robert so viel erzählt hat», sagte Frau Verena und setzte sich neben ihn, «ich kann Ihnen leider Robert nicht rufen. Er ist hier gewesen, hat uns einen grossen Dienst getan. Ist uns in der kurzen Zeit lieb geworden. Aber er ist schon vor Wochen fortgegangen, plötzlich verschwunden. Wir wissen nicht wohin.»

«Aber die Frau vom Abwart hat allen Leuten gesagt, er sei sicher da», rief Heinerli dazwischen. «Er hat immer befürchtet, entdeckt zu werden», erklärte Frau Verena, «darum ist er auch nie ausgegangen, in keine Wirtschaft und nirgends wohin. Wir waren auch überrascht, als er verduftet ist. Er hat nicht einmal den Kindern adieu gesagt.» Heinerli schnupfte. Ihm rannen Tränen die Backen hinab. Frau Sybill sass wie ein Häuflein Elend am Tisch und brachte nur die Worte über die Lippen: «Wieder eine Hoffnung zerronnen!»

In diesem jämmerlichen Zustand konnte Frau Verena die beiden nicht fortlassen. Sie holte eine Kanne Kaffee, stellte Teller und Tassli auf den Tisch, brachte Backwerk und Kräpfli und versuchte mit allen Mitteln, die Beiden zu trösten. Heinerli griff kräftig zu und blieb sittsam auf seinem Stuhl. Die beiden Frauen schienen sich bald gut zu verstehen und achteten nicht auf den Zeiger der Stubenuhr, bis sich die Besucherin jäh erhob. «Ich muss ja noch mit dem Bub heimfahren. Ich danke Ihnen herzlich für die liebe Gastfreundschaft und für das, was Sie mir über Robert gesagt haben. Es war also nicht eine völlig nutzlose Reise. Wenn wir nur endlich aus diesem Elend herauskommen könnten.»



Träschbrennerei auf dem Güllenkastendeckel. Kommt leider immer seltener vor. Eine willkommene Abwechslung für den Landwirt zur Winterszeit. Der Breitenacher Sepp prüft sein Produkt und ist scheinbar zufrieden.

Auch wenn die Glocke schwer und der Weg weit ist, scheint die Kuh ihren Schmuck mit Stolz zu tragen.

Mit dem Heinerli an der Hand, dem noch einige Guetsli in die Tasche gesteckt wurden, ging die bekümmerte Frau aus dem Haus, suchte das Parkhaus und ihren grünen Wagen und fuhr durch die belebten Strassen der Stadt. Sie konnte sich nicht recht auf den Verkehr konzentrieren, weil Heinerli mit Fragen nicht zu Ende kam. Da sie wieder zwischen Bäumen und Matten dahinglitten, sagte sie: «Jetzt bleibt uns nur noch eine Hoffnung, der Militärdienst. Wenn er nicht im Ausland ist, dann muss er in den Wiederholungskurs!»

Heimgekehrt stieg sie sogleich in das leere Zimmer hinauf, wo Robert die Uniform und sein Gewehr versorgt hatte, nahm beide Paar Hosen, wickelte sie in ein Packpapier und versteckte sie an einem Ort, an dem sie selbst der Kaminfeger nicht finden konnte.

Von Stiefeln zertrampelt und Blut im Gesicht

Robert wohnte bei seinem Freund und schlief auf dem Kanapee nicht schlecht. Er war abends müde. Die Arbeit war für ihn ungewohnt, eine Woche bei einem Gerüstbau, vier Tage in einem Schacht, dann wieder zwei Wochen Schreibdienst, bei dem er sich etwas erholen konnte, dann wieder auf dem Bau. Andreas, sein Dienstkollege hatte ihn mit einem Arbeitsvermittlungsbüro in Verbindung gebracht, von dem er Aufträge zugeteilt erhielt. Abends sassen sie noch eine Weile zusammen und plauderten, wenn nicht Judith auftauchte, die quicklebendige Freundin, die Andreas auf einen Bummel mitnahm, ins Kino, an einen Match oder zu anderen Vergnügen, denn ihr Lebensglück erfüllte sich nur dort, wo Betrieb war und wo es lustig zuging.

An einem Samstag-Abend überredeten sie Robert mitzukommen, nicht immer trübsinnig in den vier Wänden zu sitzen, einmal ein Fest zu bauen und von Herzen lachen zu können. Sie schleppten ihn in ein Restaurant mit Orchester und bestellten ein üppiges Nachtessen. Sassen in einer heimeligen Nische und freuten sich an den Genüssen, die ihnen ein Kellner in bunter Folge auf den Tisch brachte.

Sind sich unsere Vorfahren bewusst, was für ein vollkommenes Bauwerk sie hier erstellt haben? Könnten wir heute mit unseren Computern eine schönere Synthese von Linien, Material und Proportionen bei so einem scheinbar unbedeutendem Bauwerk, wie sie die Brücke über das Aawasser in Obermatt, Arni ist, erzielen? Wie die Erbauer, die das Werk vor ca. 80 Jahren erstellt haben, hiessen, weiss heute leider niemand. Dagegen den Förster Hurschler und den Bannwart Mario Waser kennt das ganze Tal.

Judith, einem Glas guten Weines nicht abhold, befand sich bald in heiterer Stimmung, tanzte übermütig mit Andreas und nahm dann und wann auch Robert in die Arme. Während einem Tanz, der eine etwas gedämpftere Gangart erlaubte, flüsterte sie ihm zu: «Das ist doch kein Leben, Robert, du wirst ein Sauertopf und bist doch ein so flotter Knabe. Ich könnte dir eine Freundin vermitteln, hübsch, passend zu deiner Grösse, gescheit und rassig. Sie ist eher heikel, aber auf dich würde sie fliegen. Wenn du nur ein paar Tage mit ihr zusammen bist, vergehen dir die Flausen, dann bist du ein anderer Mensch. Hat doch keinen Sinn, wie eine Trauerweide in der Landschaft zu stehen. Schau mich an, mir geht es toll, das Leben ist schön.»

Am Tisch wurde das Gespräch in dieser Art fortgesetzt und heftig dazu getrunken, dann aber, wie das beim Genuss edlen Weines geschehen kann, kippte die Stimmung um. Andreas begann plötzlich in ernstem Tone zu sprechen: «Robert, du bist ein Esel! Hast alle Spielkarten in der Hand, bist intelligent, tüchtig, jung, was du in die Hand nimmst, gelingt, und dabei hockst du im Versteck, willst deinen Steckgrind durchsetzen und versäumst das Glück. Du hast deine Rita an der Hand, ein Mädchen wie Gold, passt zu dir, so etwas findest du nicht mehr und wenn du die ganze Welt durchsuchst. Nein, nicht mal deine Adresse hast du ihr zugespielt. Sie kann dir nicht schreiben, kann dich nicht anrufen, sie erstickt in dieser Ungewissheit. Lass deinen Alten, die klotzige Villa, die Fabrik, lass sie fahren. Nimm einen Kredit von der Bank, schliesse dein Studium ab, und komm als Ingenieur heim. Dann sieht die Landschaft anders aus. Deine Rita kannst du sowieso nicht in die Villa heimführen. Wer will schon bei einem Schläger wohnen, wo man des Lebens nicht sicher ist, keinen Tag weiss, ob nicht Donner und Blitz hereinbrechen.»

Und Judith hieb auch in die gleiche Kerbe: «Du versäumst die schönsten Jahre deines Lebens mit warten, auf was? Bis dein Vater zur Vernunft kommt, da kannst du selig werden. Bis deines Vaters Erfindungen Geld einbringen? Die Industrie hat kluge Köpfe genug, muss nicht auf die genialen Einfälle eines Einzelgängers angewiesen bleiben.»

Robert hörte in aller Ruhe zu, dann sagte er gelassen: «Wenn ihr noch bleiben wollt, ich will euch nicht abhalten. Aber ich gehe jetzt heim.» Dies war das Zeichen zum Aufbruch.

Auch Judith hatte die Lust verloren, auch sie war nicht gewiss, ob sie noch schnurgerade und mit strammen Schritten hinausgehen konnte. Sie verliessen das Lokal und gingen, Judith in der Mitte, Arm in Arm die Gasse hinab und auf die breite Strasse zu.

Dort war ein Tumult im Gang. Eine Demonstration hatte stattgefunden, eine versprengte Gruppe von Randalierern überfluteten den Platz und belästigten die Fussgänger. Die drei waren im Begriff, der Mauer entlang fortzukommen, da griff ein bärtiger Frechling nach Judith, riss sie an sich und in die Menge hinein. «Komm, du hübscher Käfer, komm mit uns!» Andreas wollte sie befreien, wurde zu Boden geschlagen. Robert sprang herzu, bahnte sich einen Weg zu Judith. Wurde von allen Seiten angegriffen. Schlug wild um sich. Inzwischen hatte sich Andreas wieder erhoben, drang bis zu Judith vor und zerrte sie aus dem Haufen hinaus, sah erst jetzt, wie sie auf Robert einschlugen und stürzte sich erneut in die Keilerei. Mit Stiefeln und Schuhen trampelten sie auf seinem Freund herum, bis sie von ihm abliessen und weiterzogen.

Mit einer blutenden Wunde an der Stirne erhob sich Robert mühsam inmitten der weiterwandernden Schar mit ihren Schriftbändern und Plakaten. Er entdeckte Andreas, konnte ihn am Arm fassen und auf ihn gestützt, die rufende und schreiende Menge verlassen. Seine Kleidung verdreckt, seine Hosen zerrissen standen sie schliesslich vor einem zerschlagenen Schaufenster, nur Judith war einigermassen heil davongekommen. «Das Leben ist schön, Judith», höhnte er auf dem Heimweg, und versuchte, mit ihnen Schritt zu halten.

Endlich in ihrer Wohnung angekommen, nach beschwerlichem Erklimmen der vielen Stiegen, holte Andreas aus seinem Medikamentenkasten Verbandszeug hervor. Judith half ihm das Blut zu stillen und die vielen Schwellungen und Prellungen kunstgerecht zu behandeln.

Die letzten Tage vor dem Einrücken lag Robert im Bett seines Freundes und hatte Zeit, ergiebig nachzudenken.

Sie verliessen das Gasthaus und schritten mit Judith Arm in Arm übermütig lachend die Gasse hinab

Von versteckten Hosen und einem sterbenskranken Mann

An einem Herbstmorgen, schon fielen dürre Blätter von den hohen Bäumen um das grosse Haus, ein kühler Wind strich durch das Tal, der Himmel war bedeckt von grauen Wolken, stand Robert vor der schweren Türe, zu der er den Schlüssel besass. Er öffnete und trat ein. Im Obergeschoss surrte ein Staubsauger. Robert stieg die Treppe hinauf und dann noch weiter, bis zu dem verlassenen Zimmer, wo sein Militärzeug aufbewahrt wurde. Er nahm den Waffenrock aus dem Plastiksack, prüfte das Sturmgewehr, suchte die Hosen und all die Dinge, die ihm der Staat anvertraut hatte. Komisch, diesmal hatte er keine Lust einzurücken. Seine Uniform kam ihm fremd vor, wie al-

les in dem Haus. Wie oft hatte er darüber nachgedacht, ob er wohl je wieder einmal dieses Haus betreten würde, hier sich zurechtfinden könne und wie dieses Wiedersehen mit daheim stattfinden sollte. Nun stand er da, das Gewehr in der Hand und vernahm einen Schrei. In der offenen Türe stand Adelheid, die Haushälterin und schlug die Hände vors Gesicht: «Sehe ich Gespenster, oder bist du Robert!»

«Ja, ich bins und suche meine Hosen», schrie er sie an, «wo, zum Teufel, sind meine Hosen hingekommen. Ich habe sie doch immer hier fein säuberlich aufbewahrt, mottensicher eingepackt.» Aber Adelheid war längst geflohen. Sie eilte wie ein junges Mädchen die Stiege hinab, rannte ans Telefon und berichtete Frau Sybill atemlos: «Robert ist da, hat das Gewehr in der Hand. Ich getraue mich nicht nochmals hinaufzugehen, er hat ein Pflaster auf der Stirne und sieht gfürchtig aus.»

Wenige Minuten darnach flitzte der grüne Wagen die Strasse zum grossen Haus hinauf. Behend sprang eine Frau hinaus, liess die Türe offen und hüpfte die drei Stufen zur Haustüre hinan. Auch diese blieb offen, weil sie nicht schnell genug hinaufstürmen konnte, in alle Zimmer hineinschauen und endlich den Ausreisser finden konnte. Sie achtete nicht auf seine verwundete Stirne, nicht auf das sonnenverbrannte, verhärmte Gesicht, nicht, wie er mit einem Arm in den Uniformrock geschlüpft war. Sie lief auf ihn zu, ohne ein Wort und nahm ihn in die Arme. Schluchzend lehnte sie ihren Kopf an seine Wange, bis sie wieder Atem holen und Luft schöpfen konnte. Ihre Hände tasteten über seinen Rücken, befühlten seinen Nacken, die Haare, den Kopf. Endlich schaute sie ihm in die Augen und sagte: «Robert, du bist da! Jetzt wird alles wieder gut.»

Er sprach noch immer kein Wort. Noch nie hatte ihn seine Stiefmutter umarmt, noch nie geküsst, noch nie mit so viel Liebe angeschaut. Er liess den Soldatenrock zu Boden fallen und hörte, wie sie von Heinerli redete, von Vaters heftigen Anfällen, mitten in der Nacht, von ihrer Arbeit im Büro, die sie mit allem guten Willen nicht bewältigen konnte und dann, da er immer noch stumm blieb: «Du suchst deine Hosen. Ich habe sie versteckt, damit du nicht heimlich einrücken kannst, ohne mich zu sehen. Ich hole sie, bleib hier.»

In diesem Zimmer mit den vielen Schränken stand auch ein altes Kanapee. Robert setzte sich und wusste nicht, was er mit den vielen, auf ihn einstürmenden Gedanken anfangen solle.

Nach wenigen Augenblicken hörte er Frau Sybill im Estrich rumoren, vernahm dann ihre schnellen Schritte auf der Stiege, sah sie eintreten und ein Paket vor ihm auf den Boden werfen. «Die hättest du nicht gefunden», lachte sie und setzte sich neben ihn, «du hättest das ganze Haus auf den Kopf stellen müssen. Wann musst du einrücken?» «Jetzt, noch diesen Vormittag», erklärte er, «der Zug fährt um elf Uhr zehn.» «Ich fahre dich mit dem Auto hin, dann gewinnen wir ein wenig Zeit. Dein Vater ist in der Stadt zum Untersuch. Er hat sich endlich durchgerungen, etwas für seine Gesundheit zu tun. Die Schmerzen in der Nacht haben ihn dazugebracht. Ich richte schnell etwas zu essen. Derweil kannst du die Briefe lesen. Es hat sich in der Zeit allerhand Post angehäuft.»

Er liess Gewehr und Waffenrock liegen, ging mit ihr hinunter, trat wieder einmal in sein Zimmer, durchsuchte die Drucksachen und Briefe, fand aber nicht einen einzigen, der ihn von Herzen freuen könnte.

Am gleichen Tag, etwas früher, stand Rita vor dem Spiegel und richtete sich die Haare. Die schweren Locken fielen ihr über Schultern und Brust. Ich bin schlanker geworden, dachte sie, das ist gut. Aber eingefallene Wangen stehen mir schlecht. Sie pflegte ihr Gesicht jeden Morgen mit Sorgfalt, gönnte ihm diese und jene Salbe. Immer im Sommer, wenn es heiss ist, verliere ich Gewicht, sann sie weiter, aber noch nie habe ich so viel Kraft darangeben müssen. Ich habe auch die Freude an den Kindern und an der Schule verloren. Ich muss mich mehr zusammenreissen. So jung schon, jammern und müde sein. Den Tag fürchten, der anbricht, das ist doch sonst nicht meine Art. Sie schaute in die Stube hinein. Diese Unordnung, das Aufräumen von einem Tag auf den andern verschieben ist eklig. Warum sehe ich heute alles nur von der schlechten Seite, nur weil der Nebel über die Berge hängt, alles grau macht. Heute muss man schon wärmer anziehen.

Sie wählte ein Kleid mit dunkelblauen Streifen, schlüpfte hinein und begann das Frühstück zu richten. — Sie spürte aber seine auf-

munternde Kraft. Ach, es ist alles nicht so schlimm, ich will doch nicht launisch sein wie eine alte Tante. Aber das Zureden half nicht viel. In einen Mantel gehüllt, stieg sie in ihren Wagen und lenkte ihn missmutig den Weg hinab, durch das Dorf und auf den Schulplatz.

In der zweiten Woche Dienst, hoch oben in den Bergen, erhielt Robert ein Telegramm: «Vater im Spital in der Stadt operiert, verlangt dich dringend. Lebensgefahr.» Der Hauptmann erkundigte sich zuerst im Spital, bevor er den Urlaub bewilligte: «Ich lasse Sie nicht gerne gehen, Wachtmeister, kurz vor dem Manöver. Versuchen Sie möglichst rasch bis zur Seilbahn zu kommen und auf direktem Weg zur Bahnstation, dann können Sie bis morgen Mittag wieder hier sein. Wünsche Ihrem Herrn Vater gute Besserung.»

Im Spital hing eine Anschrift an Vaters Krankenzimmer: «Besuche ärztlich verboten.» Robert musste zuerst mit der Krankenschwester und dann auch mit dem Arzt verhandeln bis er eintreten durfte.

Ein übel zugerichteter Vater lag in dem Bett, aufgehängte Infusionsgeräte ringsum, Schläuche zu und von ihm schienen ihn zu belästigen. Bleich und eingefallen die Wangen, war er wehrlos den Zumutungen der ärztlichen Kunst preisgegeben.

Müde lag die Hand auf der Decke, die Robert ergriff und mit einem leisen Druck sein Hiersein ankündigte. Xaver konnte nur leise sprechen, musste mit dem wenigen Atem auskommen: «Gut, dass du da bist, Robert ... Alles ist schief gegangen ... Aber ich habe noch ein Patent verkauft ... Damit ist alles gerettet ... Du musst es jetzt auswerten.» Robert versuchte den Vater von seinen Sorgen abzulenken. Er solle sich jetzt nicht damit plagen, dafür sei nachher noch Zeit.

Unten in der Breitli-Schüler-Sporthalle ist eine Zivilschutzanlage eingebaut. Eine Bereitstellungsanlage für die Einsatzdienste mit Material, ein Sanitätsposten mit 32 Liegestellen und öffentliche Schutzräume für 560 Personenschutzplätze sind vorhanden.

Der Patient kam wieder zu Atem und flüsterte: «Es ist nicht so schlimm. Ich spüre schon wieder Kraft in mir ... Ich habe immer ein gutes Gespür gehabt ... Wenn ich nur auf dich zählen kann ... dann beisse ich mich schon durch ... Heinerli wird selig sein ... Meine Frau hätte ein besseres Los verdient.»

Der Arzt trat ins Zimmer, winkte ihm mit der Hand, er solle sich verabschieden und sagte ihm vor der Türe: «Ich darf Sie leider nicht länger im Zimmer lassen. Am Abend kann er vielleicht noch einen kurzen Besuch seiner Frau verkraften. Ich hoffe, dass wir ihn durchbringen, aber jetzt muss er geschont werden. Ich wünsche Ihnen guten Dienst und bin immer mit Auskunft zur Verfügung.» Robert schaute dem Herrn Doktor fest in die Augen. Er wollte wissen, ob er ihn mit Lügen vertröste. Der

Die starken Niederschläge vom Abend des 1. Juni 1979 brachten im Buoholzbach Unmengen an Geschiebe bis ins Tal herunter. Die Feuerwehr Oberdorf hat die ganze Nacht hindurch immer wieder versucht, den Bachlauf von dem sich querstellenden Holz frei zu halten, um so verheerende Stauungen zu verhindern.

Ein Landwirt mit Herz und Seele hält trotz der modernen Zeit immer noch ein Paar Freiberger. Er ist sich wohl nicht bewusst, was für eine grosse Leistung er dadurch für die Erhaltung eines gesunden Dorflebens erbringt. Sei ihm dafür gedankt.

Arzt bot ihm die Hand und sagte: «Ich erzähle keine Märchen. Das ist nicht meine Art. Haben Sie Vertrauen.»

Vom Spital marschierte Robert direkt zum Bahnhof, gesenkten Hauptes, den Kopf voll wirrer Gedanken. Er spürte weder Hunger noch Durst. Er setzte sich auf eine Bank, mitten im Gewoge der Menschen, die kamen und gingen. Er sah sie nicht. Er hatte nur einen Willen, möglichst schnell wieder bei seiner Truppe zu sein, droben in den Bergen, Wenn die Verbindung klappte und er den letzten Zug ins Tal noch erreichen konnte, dann war es möglich, noch in der Nacht zu seiner Einheit zu gelangen. Freilich, die Luftseilbahn würde schon vorher den Betrieb einstellen. Eh nun, dann ging er eben zu Fuss. Er war ohnehin nicht in guter Kondition. Die paar Stunden Fussmarsch würden ihm nicht schaden, im Gegenteil, im Bergschritt würden sich die Muskeln lockern und die vertrampelten Gelenke.

In finsterer Nacht, die nur dann und wann von einem bleichen Mondlicht erhellt wurde, das durch die wandernden Wolken hindurchschimmerte. Müde und mit dem Aufwand seiner letzten Energie überwand er den letzten steilen Anstieg und gelangte zu seinen Kameraden, die sich schon zum Aufbruch für das Manöver rüsteten, das sie über zwei Pässe und in weit abgelegene Gebirge führen sollte.

Tagelang erreichte ihn keine Nachricht aus dem Spital und keine Post, bis sie wieder den Menschen näher kamen und in einem Weiler Unterkunft fanden. Dort wurde ihm dann ein Brief von Frau Sybill ausgehändigt, in dem sie ihm mitteilte, Vater habe die Gallenstein-Operation überstanden, der Arzt sei erstaunt, wie kräftig sich der Patient wehre. Wenn keine Komplikationen eintreten, bestehe die beste Hoffnung. Dem Schreiben lag eine Malerei Heinerlis bei, Soldaten mit Fahne und zuvorderst ein Wehrmann, dessen Stahlhelm mit Blumen geschmückt war, wie ein Hirschgeweih. Noch einen andern Brief erhielt Robert, mit einer markanten, zügigen Schrift adressiert. Diesen steckte er ungeöffnet in die Tasche. Er wollte ihn ungestört in einem stillen Winkel lesen, er schien umfänglich zu sein.

Wie es so ist zu Ende eines Wiederholungskurses. Dies und das muss noch erledigt, notiert, versorgt und abgegeben werden. Manches wird zuletzt noch den Unteroffizieren aufgeladen, wenn die Truppe schon längst heimwärts fährt oder den Manöversieg bei Gläserklang feiert. Robert verpasste den Zug und kam im dunkeln Abend und bei ergiebigem Regen in sein Dorf. Er liess Gepäck und Gewehr am Bahnhof und schritt in bedächtigem Gang an den Häusern vorbei, dem Bach nach, dorfab.

«Ach, ich dumme Gans»

Fräulein Rita sass im bequemen Stuhl bei trautem Lampenschein in ihrer Stube mit einem Buch in der Hand und schwebte in ihrem Geist weit über den Wolken. Sie liebte die ruhige Stunde vor dem Schlafengehen, von der Enge der Kleider befreit, die Last des Tages vergessend in einem interessanten Buch Erholung zu finden, sich behütet und glücklich zu fühlen. Schwere dunkelrote Vorhänge schützen sie vor fremden Blicken. Eine wohlige Wärme umhüllte sie, denn Herr Ulrich sparte nicht, in den kühlen Herbsttagen auch seiner Mieterin behagliche Wärme zu gönnen.

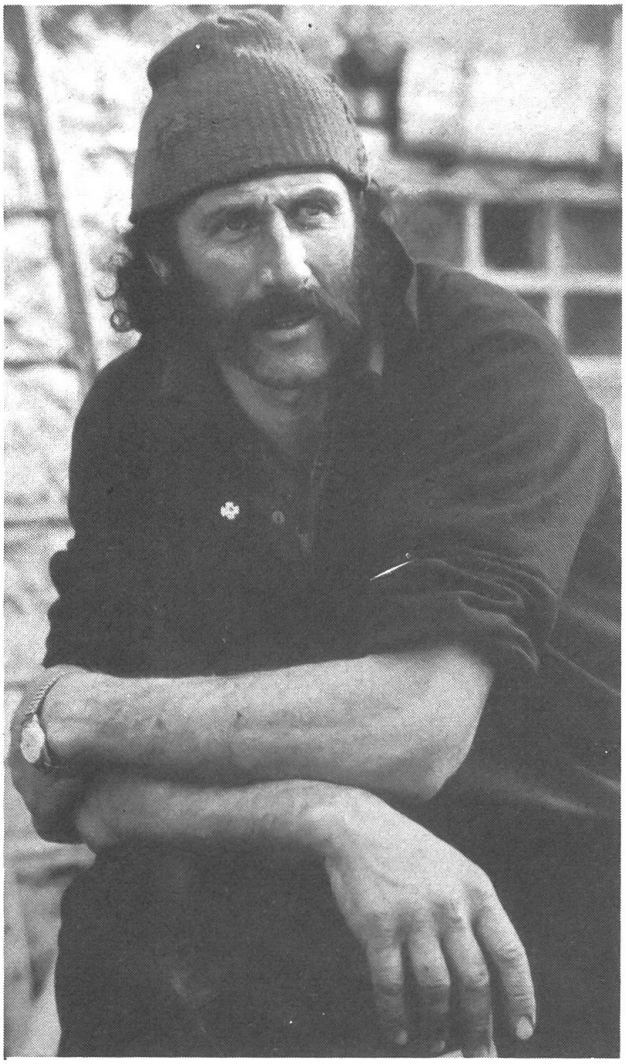
Mitten in diese Stille hinein drang ein eigenartiges Geräusch. Um diese Zeit haben sich die Enten doch längst eingekuschelt und schlafen. Wieder vernahm sie diesen merkwürdigen Laut, als ob eine Hand vorsichtig an ihre Fensterscheibe klopfen würde. Vielleicht trommelt der Regen an die Fenster oder ein Zweig des mächtigen Busches an der Hauswand. Rita erhob sich, schob vorsichtig den Vorhang einen Spalt weit zur Seite, sah eine Uniform und erschrak, Polizei!

Im gleichen Atemzug dachte sie an Heinerli, ob er wieder einer Träumerei nachgelaufen und ausgerissen sei. Sie schlüpfte geschwind in ihren Bademantel und sprang zur Türe, knipste das Aussenlicht an. Da sah sie einen Soldaten um die Ecke kommen, auf ihre Türe zuschreiten, lächelnd und in seiner ganzen Grösse, Robert. Sie hörte seine Stimme, die etwas heisere Stimme: «Entschuldige, dass ich dich störe, aber ich wollte dir doch ganz persönlich danken für deinen lieben Brief. Ich komme eben aus dem Dienst. Bevor ich heimgehe, will ich dir sagen, wie sehr mich dein Brief freut.»

Das Mädchen konnte keine Worte finden, konnte ihn auch nicht vor dem Haus in diesem Regen stehen lassen. Einen flüchtigen Blick warf sie auf ihre blossen Füsse, fasste den Bademantel enger und sagte: «Komm an den Schärmen, komm herein und nimm Platz. Lass mir nur ein wenig Zeit.» Sie griff an die Stirne und gewahrte, dass ihr Gesicht mit Crême eingefettet war, «nur einen einzigen Augenblick, ich bin bald soweit», und verschwand hinter der Schlafzimmertüre, die sie aber nicht ins Schloss fallen liess.

«Komm an den Schärmen», sagte Rita und fasste ihren Bademantel enger

Er stand also wieder einmal in dieser Stube und schaute sich um. Wie oft hatte er an diese Bilder, die Kinderzeichnungen, an den Duft gedacht, der diesem Raum eigen war. Er hörte sie rufen: «Häng den Waffenrock an eine Stuhllehne, aber so, dass er auf den Teppich tropft.» Mit Vergnügen gehorchte er, wurde nicht ungeduldig.



Ein Bergbauer «par excelence» ist Robi Odermatt von Hütti. Er weiss, dass ausser Subventionen auch harte Arbeit zum Leben des Berglers vonnöten ist.

Weiss der Himmel, Mädchen können im Hui in ein Kleid schlüpfen, in zwei Griffen die Haare richten, und dann wieder brauchen sie eine Menge Zeit, um ein Jäckli überzuwerfen und Strümpfe anzuziehen. Robert war nicht auf Eile versessen. Seinen Schlaf, der jeden plagt, der aus dem Militärdienst kommt, den hatte er auf der langen Fahrt im Zug gelassen. Nun sass er wieder einmal in dieser Stube und gedachte nicht so rasch wieder aufzubrechen.

Endlich trat sie ein, schlank, hochaufgerichtet, die dunkeln Haare gebändigt, mit einem Lächeln von Glückseligkeit, kam sie Schritt um Schritt näher, ohne ein Wort, beugte sich zu ihm hin, nahm seinen Kopf in ihre zarten Hände und küsste ihn auf die Stirne, die Wangen und den Mund.

Laute, die keine Worte waren, drangen an sein Ohr. Sie liess es geschehen, dass er beide Arme um sie legte und sie sanft an sich und sacht auf seine Knie zog. Eine unendliche Seligkeit umhüllte sie. Sie hörten den Regen nicht, der heftig an das Fenster prasselte, hörten die Schritte nicht, die über ihnen herumtappten und nicht das Ticken der Uhr.

Nach dieser Trunkenheit löste sich die Umarmung. Rita zog einen Stuhl herbei und setzte sich ihm nahe gegenüber. «Diesmal kannst du nicht schreiben, ich hätte dich überrumpelt», sagte er lachend, «ach, ich bin glücklich, wie nie in meinem Leben, über alle Ränder hinaus und ohne jedes Mass glücklich.» Sie schwieg, schaute in sein Gesicht hinein, tief in seine Augen und indem sie sich kaum bewegte, ohne Absicht, nur dem Augenblick preisgegeben, legte sie den Kopf an seine Brust. Er atmete den Duft ihrer Haare, umschlang erneut ihren Körper mit seinen starken Armen, die ihr mit all ihrer Kraft lieb waren.

Nach geraumer Zeit löste sie sich aus diesem Taumel, küsste ihn, strich mit ihrer Hand zart über seine Stirne und fragte: «Woher hast du diese Schramme?» «Aus einer Schlägerei», antwortete er verlegen, «aber nicht im Dienst.» Erstaunt und erschrocken wollte sie mehr wissen. Robert gab ihr den Bescheid: «Da kannst du nichts machen. Vaters Erbe, Jähzorn und Gewalt.»

Jäh richtete sie sich auf, stand betroffen vor ihm. Bevor sie aber ihre Entrüstung zum Ausdruck bringen konnte, setzte er wieder sein gewinnendes Lächeln auf und beruhigte sie: «Keine Angst, mein lieber Schatz, ehrlich und tapfer bei einer Lebensrettung eingeheimst. Nein, von der Gewalttätigkeit bin ich geheilt und im Hinunterwürgen von Aufwallung Weltmeister. Das habe ich daheim bis zur Vollkommenheit trainiert.»

Dieser Schrecken, der sie plötzlich in die Wirklichkeit zurückrief, führte dazu, dass sie ihn sachte bei der Hand nahm und ihn dorthin führte, wo sie bequem und nebeneinandersitzen konnten, der Stuhl nicht mehr in Gefahr kam, unvermutet zusammenzubrechen und die Zärtlichkeit begünstigt sich entfalten konnte. Von allen Bedenken befreit und froh konnte sie nicht aufhören ihm Liebes und Gutes anzutun und das Glück auszukosten, bei ihm zu sein.

An der verschneiten Alp Stalden läuft im Winter selten jemand vorbei. Die umliegenden Lawinenhänge halten hier den Wintertourismus fern.

«Schon auf unserer Bergwanderung habe ich mich mit aller Macht zu dir gehörig empfunden. Nur eine Närrin kann sich so dumm benehmen wie ich. Ach, was hätten wir in diesen Monaten erleben können, wenn ich nicht so verstockt gewesen wäre. Sag, warum bist du meinen Eltern davongelaufen?» Robert sagte ohne Zaudern: «Wegen deinem Brief.»

Sie legte verlegen die Hände in ihren Schoss, spielte mit ihren Fingern und gestand: «Das habe ich mir gedacht, darum bin ich auch schuld, dass meine Mutter dein Verhalten nicht verstehen konnte. Lange hat sie daran gelitten an deinem Fortgehen, ohne Abschied von den Kindern und von ihr zu nehmen. Das hat sie furchtbar enttäuscht. Sie hatte dich lieb gewonnen und anders eingeschätzt. Du wirst es nicht leicht haben, bis sie darüber hinweg kommt, aber ich werde dir, als Mitschuldige, behilflich sein.» und einen ernsten Ton anschlagend, «was weisst du von deinem Vater. Heinerli hat mir immer wieder etwas zugeflüstert, aber Genaues weiss ich nicht.»

Er begann zu erzählen, wie er heute mit einem Dienstkameraden auf dem Heinweg ins Spital fahren konnte und wie er den Vater in seinem Zimmer nicht gefunden, sondern hinter einer Tasse Kaffee bei Freunden in der Caffetteria angetroffen habe, mager aber munter, bleich aber aufgeräumt. Er fühlt sich besser, seitdem sie ihm ein Dutzend Gallensteine herausgenommen haben. Beim Hinauffahren ins Zimmer habe ich gesehen, dass er noch nicht fest auf seinen Beinen steht, aber wenn er spricht, gehört schon wieder die ganze Welt ihm allein. Er ist zuversichtlich, hat in den letzten Tagen ein Patent verkauft und glaubt, er könne bald eine Anzahl Arbeiter beschäftigen. Dann hat ihn allerdings die Schwester ins Bett gepackt.»

Diesen Bericht vernahm Rita mit Wohlgefallen ohne zu unterbrechen. Die nächsten Minu-

ten aber trat wieder Stille ein, weil ihm der Mund von ihren Lippen verschlossen wurde. Nach geraumer Weile fragte er: «Und Heinerli, wie benimmt er sich?» Ohne Zögern begann sie zu erzählen: «Der Bub ist unterdessen in die dritte Klasse aufgerückt, ist grösser und lustiger geworden, beginnt sich mit den andern Buben zu balgen, hat auch eine Schnatte an der Stirn. Ach, ich dumme Gans, habe doch für deinen ersten Besuch Wein eingekauft, habe mich nach der besten Marke umgeschaut, die schweren Flaschen angeschleppt, und jetzt lasse ich dich im Trockenen sitzen, verzeih.»

Was er seit seinem Kommen genossen hatte, hätte ihm der beste Wein nicht ersetzen können. Sie eilte in die Küche und rief zurück: «Übrigens, hast du Hunger? Seit gut zwei Wochen liegen Schinken und Zungenwurst für dich in meinem Kühlschrank herum, versperren mir den Platz und werden grau. Endlich kann ich sie dir anbieten und habe alles vergessen», sie kam mit einer Flasche zurück, «den Korken kannst du selbst herausziehen, du hast mehr Kraft als ich, wie ich vor Kurzem entdeckt habe.»

Nun konnte Robert bewundern, wie flink der Schreibtisch in eine gedeckte Tafel verwandelt wurde, wie handbemalte Teller und feine Gläser herangetragen wurden und Messer und Gabel, ein bunter Strauss Herbstblumen dazukam und eine Platte, bis über den Rand belegt. Voll Behagen setzte er sich vor diese Herrlichkeiten mit seinem Hunger, der sich allerdings erst in diesem Augenblick meldete.

«Wenn wir in Holland leben würden, dann würden wir in Zukunft jeden Morgen vor solchen Delikatessen sitzen», sagte er, «aber auch ohne Aufschnitt und Rollschinken freue ich mich zu dir an den Frühstücktisch zu kommen, und das musst du mir versprechen, wir wollen uns dazu ergiebig Zeit nehmen, denn mit dir zusammen zu sein, das ist ein Fest.» «Das verspreche ich dir, und du versprichst mir mit allen unseren Kindern so lieb zu sein, wie mit deinem Heinerli.»

Solche Schwüre, so weittragende Versprechen konnten begreiflicherweise nicht mit Messer und Gabel in der Hand besiegelt werden, dazu musste er sich erheben, um den Tisch herumlaufen, seine liebe Rita in die Arme nehmen und sie mit Küssen überschütten. Dann erst wurden noch die Gläser mit dem funkelnden Wein erhoben. Wie zart, wie hell der Klang, wie froh die Herzen, wie glücklich die beiden Gesichter, die sich einander zuneigten und deren Lächeln eitel Freude auslöste.

Die Zeit sittsamer Besuche war längst überschritten, entdeckt und gesehen werden, erschien ihnen keine Bedeutung zu haben. Der Waffenrock war beinahe trocken geworden und die Nacht heiter, als er von seiner Geliebten Abschied nahm, mit sich und der Welt im Frieden, das Herz voll Glück den Weg ins Dorf hinunterschritt, dem Glockenton vom Kirchturm zuhörte, und die stillen Gassen durchwanderte.

Ins Sinnen verloren und in Gefühle, die ihn überwältigten, betrat er den Weg, der auf der andern Talseite zu den hohen Bäumen hinaufführten, durch die ein schwaches Licht des Hauses hindurchschimmerte. Nicht die helle Lampe vor dem Eingang leuchtete, wie er vermutet hatte. In der grossen Stube brannte noch Licht. Robert öffnete leise die Haustüre, sah, dass aus der Stube ein schmaler Streifen Helle auf den Teppich fiel, näherte sich und schaute vorsichtig hinein. Mutter Sybill sass schlummernd im Polsterstuhl neben einem erloschenen Feuer im Kamin.

Sie hat auf mich gewartet, dachte er, das ist lieb von ihr. Soll ich sie wecken, damit sie die kurzen Stunden bis zum Morgen im Bett ruhen kann? Noch geisterte Glut unter der Asche und warf einen gespenstigen Schein auf die verhärmten Züge. «Arme, liebe Frau, dir will ich beistehen, so gut ich kann in deinem schweren Leben», sann er, und betrachtete sie schweigend. Noch nie hatte er beachtet, dass ihre Haare von grauen Fäden durchzogen waren. Dann öffnete sie die Augen, schaute zu ihm auf, erwachte, kam zur Besinnung, und sagte leise: «Robert, du bist da. Bist zurückgekommen. Wie habe ich auf dich gewartet, wie habe ich dich ersehnt. Jetzt ist alles gut. Sie erhob sich, kam auf ihn zu, bot ihm die Hand, wie man einen lieben Freund nach langem Fernsein begrüsst. Ich danke dir für dein Kommen, auch dafür, dass du mich geweckt hast. Jetzt kann ich glücklich schlafen. Gute Nacht.»

Robert ergriff ihren Arm, führte sie zur Kammertüre und flüsterte ihr zu: «Ich habe dir viel zu erzählen. Wunder sind geschehen. Freue dich, du wirst glücklich sein. Geh jetzt

und ruhe dich aus, es ist spät, aber morgen werde ich dir erzählen. Einen herrlichen Schlaf wünsche ich dir.»

Ungewohnt, und wie fremd, kam es ihm vor nach dem Dienst und nach so langer Zeit in sein eigenes Zimmer hinauf zu gehen, seine Bude wieder zu betreten, den grossen Schreibtisch mit den Zeitschriften und Büchern wieder zu finden, sich in seinem bequemen Bett auszustrecken. Da sah er auch diese Türe halboffen und dass die Lampe nicht gelöscht war. Verwundert trat er herzu und sah auf seinen Kissen einen blonden Lockenkopf, den schlafenden Heinerli mit ruhigen, tiefen Atemzügen schlummernd. Auch er hat auf mich gewartet, kam es ihm in den Sinn, oder hat man dem Bub in der Zwischenzeit mein Zimmer überlassen. Wo soll ich jetzt schlafen?

Ohne Geräusche zu vermeiden, zog Robert den Waffenrock aus, hängte ihn über die Stuhllehne, schaute ohne Interesse auf die vielen Briefe, die auf seinem Tisch hübsch geordnet lagen, schritt in seinen schweren Militärschuhen zum Bett hinüber, setzte sich auf den Rand, immer das Bubengesicht betrachtend. «Heinerli», rief er, «Heinerli, wach auf!» Er legte seine Hand auf die Schulter des Knaben. «Heinerli, du musst mir Platz machen. Ich will schlafen.» Endlich öffneten sich die Lider, die Bubenhand kam unter der Decke hervor und fuhr über die Stirne und den Mund, dann wendete sich der Kopf der Wand zu und blieb ruhig. Aber nach einem Augenblick erhob sich der Wuschelkopf, die blauen Sterne seiner Augen leuchteten auf, ein jähes Erkennen, aufgestützt auf die Ellbogen, schaute er starren Blickes auf Robert, dann suchte er ihn mit beiden Händen zu fassen: «Bist du doch noch gekommen! Ich wollte nicht, dass du an meinem Zimmer vorbeigehen kannst. Jetzt bleibe ich bei dir! Komm, ich rutsche an die Wand, für uns ist Platz genug.»